

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 85 (1989)

Heft: 3-4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

OTTO KETTEMANN: Handwerk in Schleswig-Holstein. Geschichte und Dokumentation im Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum. Neumünster: Wachholtz 1987. 333 S., 40 Abb. (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 18).

Unter den Gerätesammlungen in volkskundlichen Museen nimmt die des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums in Schleswig eine Sonderstellung ein. Sie ist als Ergebnis einer jahrzehntelangen «volkskundlichen Landesaufnahme» nach ihrem sachlichen Umfang einmalig in der Bundesrepublik Deutschland. Und sie ist praktisch das Werk, richtiger das Lebenswerk allein eines Mannes, der seit Mitte der fünfziger Jahre auf Anregung des damaligen Direktors des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums Ernst Schlee eine beispiellose Sammlung von landwirtschaftlichen, häuslichen und handwerklichen Geräten zusammengetragen hat. Arnold Lühning, der in diesem Jahr als Nestor der bundesdeutschen Geräteforschung in den Ruhestand tritt, hat mit diesem Einmannunternehmen dem nördlichsten Bundesland eine phantastische Materialgrundlage zusammengetragen, die allerdings bis heute auf ihre angemessene Präsentation wartet. Lediglich die landwirtschaftlichen Geräte sind als Teilausstellung des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums museal aufbereitet, der (grössere) Rest ist sorgsam magaziniert der Öffentlichkeit entzogen. Um wenigstens die Möglichkeit weiterer wissenschaftlicher Bearbeitung dieser Sammlung zu schaffen, sind im Rahmen eines von der Stiftung Volkswagenwerk von 1980 bis 1985 finanzierten Forschungsprojektes die handwerklichen Geräte systematisch erfasst und geordnet worden. Denn wie Otto Kettemann, der Bearbeiter dieses Projektes, schreibt: «Entscheidend für den wissenschaftlichen Wert einer Sammlung ist nicht nur ihr zahlenmässiger Umfang, sondern in entscheidendem Mass ihr Dokumentationsstand» (S. 11). Diese Dokumentation liegt in dem anzuzeigenden Band vor.

Allein die Sammlung «Handwerk» des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums umfasst ca. 10 000 Objekte bzw. 30 als vollständig bezeichnete Werkstätten aus 30 Berufen und dokumentiert mit Einzelstücken zehn weitere Berufe. Hauptgesichtspunkt der Lühning'schen Sammeltätigkeit war es, Geräte und Werkzeuge zusammenzutragen, «die noch das handwerkliche Gepräge des vorindustriellen Zeitalters trugen» (S. 103). Die Objekte stammen, von wenigen älteren und jüngeren Stücken abgesehen, überwiegend aus dem Zeitraum von 1850 bis 1930 – ein deutlicher Verweis auf den langhaltigen Nachhall vorindustriellen Gepräges im Handwerk.

Der Dokumentationsteil der Sammlung «Handwerk» bildet den Schwerpunkt der Arbeit. Die Gliederung erfolgt hierbei nach Berufsgruppen mit insgesamt 34 vertretenen Handwerken. Die zentrale Stellung in der Behandlung jedes einzelnen Handwerksberufes nehmen dabei die nach Funktionsgruppen gegliederten Bestandslisten ein. Hier sind Anzahl und gegebenenfalls Werkstatt Herkunft zu Berufskunde (Musterbücher u. ä.), zu Werkstatteinrichtung und Berufskleidung sowie den ihrer Funktion nach geordneten Werkzeugen (Mass, formgebende, schneidende usw.) genauestens verzeichnet. Zusätzlich enthält jeder Abschnitt zu den einzelnen Berufen einen Überblick über die Entwicklung des jeweiligen Handwerks in Schleswig-Holstein, Angaben zur Herkunft des Bestandes sowie über Filme und fotografisches Material und ältere fachkundliche Literatur.

Diese zusätzlichen Informationen, die der Autor hier zusammengetragen hat, erhöhen den Wert der Dokumentation beträchtlich. Denn Objekte allein zu inventarisieren und ihre Herkunft festzuhalten, ist für wissenschaftliche Dokumentationen volkskundlicher Sachgüter zweifellos zu wenig. Vielmehr muss das Umfeld, aus dem die Objekte stammen, hinreichend mit erfasst und ausgeleuchtet werden – eine Forderung, der der Autor in überzeugender und vielfältiger Weise nachkommt. Zu Recht betont Kettemann, dass er keine Berufsmonographien liefern wolle, sondern von Ein-

zelaspekten zu Spezifika der jeweiligen Berufe Bindeglieder zwischen den Objekten und ihren «sozialen, ökonomischen, kulturellen, religiösen, rechtlichen und landschaftlichen Bezügen» sowie dem Handwerk insgesamt bieten wolle (S. 110). Vollständigkeit hat der Autor hier zu Recht nicht angestrebt, doch gelingt es ihm durch Heranziehung von Quellen unterschiedlichster Art (Anschreibebücher, Romanpassagen, Archivalien, Arbeitsbeschreibungen u.a.) und Beifügung teils hervorragender Fotos sehr facettenreiche Darstellungen zu bieten. Ebenfalls positiv sind hierbei seine ständigen Stadt-Land-Differenzierungen zu vermerken und vor allem der Nachweis älterer fachkundlicher Literatur (bis 1930). Der Dokumentationsteil ist insgesamt von hoher Informationsdichte, auch über den engeren regionalen Rahmen hinaus.

Stärker auf die schleswig-holsteinischen Besonderheiten bezogen sind die der Dokumentation vorausgehenden Kapitel über die historische Entwicklung des Handwerks und eine Querschnittanalyse über Umfang und Gliederung des Handwerks im Jahre 1840 sowie eine Einzelfallanalyse einer Stellmacherei anhand ihrer Anschreibebücher aus dem Zeitraum 1817 bis 1947. Gerade das letztere Kapitel vermag jedoch zum Problemkreis des Rückgangs der bäuerlichen Eigenproduktion von Geräten sowie der Rolle des Handwerks im Modernisierungsprozess der Landwirtschaft wichtige, auch überregional gültige Ergebnisse zu bringen. Angesichts der hohen Aussagekraft, die der Autor hier zu Recht den Anschreibebüchern zumisst, ist es um so bedauerlicher, dass er sie im Dokumentationsteil nur unzureichend nachgewiesen hat.

Angesichts der Probleme, die die Dokumentationsfragen nicht nur zum Handwerk, sondern für die historische Sachforschung insgesamt derzeit aufwerfen, sind Forschungsprojekte wie das in Schleswig durchgeführte dringende Desiderata. Denn wo sollen in Zukunft Schwerpunkte der Dokumentation gesetzt werden – in Projekten wie dem Schleswiger, das hier von Kettemann vorbildlich ins Werk gesetzt worden ist, aber ohne die Einmannleistung Arnold Lühnings nicht denkbar wäre, oder in Filmdokumentationen wie der hervorragenden Schweizer Serie zum «Sterbenden Handwerk» oder aber in flächendeckenden Dokumentationen, wie sie in Nordwestdeutschland durch das Museumsdorf Cloppenburg erarbeitet worden sind? Dass Otto Kettemann auch hierzu bedenkenswerte Reflexionen in seinem Schlusskapitel bietet, macht nicht zuletzt den Wert seines auch stilistisch ansprechenden Werkes aus.

Ruth-E. Mohrmann

ALBERT SPYCHER: «Magnani» – Leben und Arbeit der Tessiner Kesselflicker. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1986. 44 S., 26 Abb. (Altes Handwerk, 55).

Unsere Mentalität, defekte Gebrauchsgegenstände wegzuerwerfen statt sie zu flicken, ist nicht alt und eine Erscheinung unserer modernen Konsumgesellschaft. Nur wenige Jahrzehnte trennen uns von einer Zeit, wo besondere Handwerker durch die Lande zogen, um einen Flickerberuf auszuüben. Es seien hier nur der Schirmflicker, der Geschirrflicker und der Kesselflicker genannt. Nachdem solche Gewerbe schon früher in der Reihe «Altes Handwerk» vorgestellt wurden (Heft 31: Paul Hugger/Hans Marti: Ein «Beckibüetzer» [Geschirrflicker] aus dem Napfgebiet; Heft 24: Ottavio Lurati: L'ultimo laveggiaio di Val Malenco [u.a. über das Flicker von Specksteintöpfen]), legt nun Albert Spycher eine Schrift vor, die sich zur Hauptsache mit den «magnani», den Kesselflickern aus dem Val Colla (nördlich von Lugano), befasst. Gezeigt wird ein Wandergewerbe, das zwar den Mann ernährte, aber der Familie wenig brachte, welche deshalb zur Hauptsache auf den Ertrag aus der Landwirtschaft angewiesen war. Periodisch kehrten der Handwerker und der ihn vielleicht begleitende Knabe, der mit zehn bis zwölf Jahren seine «Lehre» begann, in ihr Heimatdorf zurück. Ein gleiches Wanderverhalten hatten auch die Kesselflicker aus anderen südalpinen Regionen (Lombardei, Piemont, Savoyen); ihr Betätigungsfeld war unter anderem das Wallis und die Westschweiz. Eigentliche Fahrende, die mit der ganzen Familie reisten, waren die Bündner Kessler, die Fecker der Zentralschweiz und die

Korber im Unterland, die zumeist auch die Kesselflickerei ausübten. Allen gemeinsam war die Technik des Flickens und die Benutzung von Sondersprachen. Im Gegensatz zum Jenischen der Fahrenden war die Geheimsprache der «magnani», das «rugin» (Val Colla), nur ein berufsinternes Kommunikationsmittel. Ein kleines Glossar gibt einen Eindruck dieses «gergo» (Jargon).

Spychers Arbeit, die ausnahmsweise nicht Begleitheft zu einem Film, sondern völlig selbständig ist, beschreibt nicht nur das Leben und die Arbeit der Tessiner Kesselflicker. Gleichzeitig wird nämlich auch ein kulturhistorischer Überblick des weit in die Antike zurückreichenden Gewerbes vermittelt. Bemerkenswerte Hinweise erhalten wir auch über die Berufsorganisation vorab der Landkessler, die sich seit dem hohen Mittelalter in «Kesslerkreisen» zusammenschlossen. Sie lösten sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf. Das Gewerbe dagegen konnte sich noch bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts behaupten, um dann mit dem Einzug neuer Kochgeräte ebenfalls zu verschwinden.

Dominik Wunderlin

KARL KASER / KARL STOCKER: Bäuerliches Leben in der Oststeiermark seit 1848. Band I: Landwirtschaft von der Selbstversorgung zum Produktivitätszwang. Wien/Köln/Graz: Hermann Böhlau Nachf. 1986. 318 S., Abb., Tabellen, Graphiken.

Der erste Band «Bäuerliches Leben in der Oststeiermark seit 1848» schildert den Wandel der oststeirischen Landwirtschaft in den letzten hundertdreissig Jahren. In einem ergänzenden zweiten Band wollen die beiden Autoren Karl Kaser und Karl Stocker den damit verbundenen Veränderungen in der Lebensweise der Region und der Bevölkerung nachgehen. Was beim Lesen auffällt, ist die relativ späte Ablösung der alten Selbstversorgerwirtschaft im Untersuchungsgebiet. Der erste bescheidene Mechanisierungsversuch in der oststeirischen Landwirtschaft erfolgte erst nach dem Anschluss Österreichs an Deutschland – Anstrengungen, die der Krieg und die schwierigen Nachkriegsjahre dann wieder zunichte machten. Zu Beginn der sechziger Jahre nahmen die Bauern auf Anraten der offiziellen Stellen grössere Investitionen vor. Die Betriebe wurden spezialisiert (Schweine- und Geflügelhaltung, Obst-Intensivanlagen). Betriebseigene und zugekaufte Futter- und Düngemittel liessen die Produktivität im heute bekannten, damals aber nicht voraussehbaren Ausmass ansteigen. Wer mit der Entwicklung nicht Schritt zu halten vermochte, blieb zurück und wurde in die übrige Wirtschaft abgedrängt. «Gesundshrumpfung der Landwirtschaft» lautete der Begriff dafür. Mit der kapitalintensiven Konzentration nahm auch die Verschuldung der Betriebe zu. Eine Folge davon waren zahlreiche Zwangsversteigerungen. Gleichzeitig machten sich die ersten Anzeichen der Übernutzung der natürlichen Produktionsgrundlagen, insbesondere des Bodens, bemerkbar. «Die oststeirische Landwirtschaft steht heute vor einer schwierigen Situation. Der eingeschlagene Weg hat sich als Sackgasse erwiesen. Was bleibt zu tun?»

Auf diese Frage haben die Verfasser der von der Steirischen Arbeitsgemeinschaft für eigenständige regionale Entwicklung und der Arbeitsgemeinschaft regionaler Initiativen Oststeiermark-Nord herausgegebenen Studie keine Antwort. Die betroffenen Landwirte müssen den Weg selber suchen. «Die Menschen in der Region müssen ihre Alternativen selbst entwickeln – und das in erster Linie ohne staatliche oder sonstige Bevormundung.» Den Verfassern der Untersuchung ging es vor allem darum, die entscheidenden Weichenstellungen aufzuzeigen, die die heutige verfahrenere Situation in der oststeirischen Landwirtschaft verursacht haben. Sie verarbeiteten ein grosses unveröffentlichtes Quellenmaterial und führten einlässliche Gespräche mit den Bauern. Der Leser erfährt den Identitätsverlust einer Landesgegend und ihrer Bevölkerung in einer Deutlichkeit, die in der Schweiz glücklicherweise keine Parallelen kennt. Gemeinsame Ansätze dürften in der ungewöhnlichen Arbeitsbelastung vieler Bauernfamilien bestehen. Die Arbeitslast setzt auch hinter die sogenannte Lebensqualität auf dem Lande ein Fragezeichen. Betroffen davon sind nicht zuletzt die in die Nebenerwerbslandwirtschaft eingebundenen Frauen.

Fazit: Die oststeirische Landwirtschaft hat die eigenständigen und gewachsenen

Strukturen aus der Zeit der Selbstversorgerwirtschaft verloren und ihre regionale Identität dem Fortschritt geopfert. «Der Anschluss der Oststeiermark an die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung bedeutete die Zerstörung der regionalen Identität», heisst es auf Seite 267. Anzufügen bleibt, dass vergleichbare agrarhistorische Arbeiten in der Schweiz fehlen. Alois Senti

GYÖRGY KAPOCSY: Die ungarische Puszta. Kiskunág. Hortobágy. Deutsch von Irene Rübberdt. Nachdichtungen von *Paul Kárpáti* und Martin Remané. Budapest: Corvina 1987. 78 S., unpagin. 184 Farbfotos num.

Der Autor richtet sich vor allem an den Naturfreund. Die bestechend schönen Aufnahmen der drei Puszta-Landschaften Apaj, Bugac und Hortobágy zeigen dem Betrachter, welche hohe Bedeutung der Ungarischen Tiefebene für Zugvögel und zur Erhaltung von uralten Tierrassen, aber auch von ursprünglichen menschlichen Beschäftigungen und Gerätschaften zukommt. 1983 wurden diese kaum bevölkerten Landstriche zum Nationalpark erklärt und dem Naturschutz unterstellt. Während die Sumpfgebiete uns das Ungarn zurzeit der Landnahme 896 n. Chr. nahebringen, sind die Salzsteppen sekundärer Natur; nur langsam überwinden Mensch und Vegetation die Spuren, die die wechselvolle Geschichte in dieser nur scheinbar eintönigen Landschaft hinterlassen hat. Die verschiedenen Hirtenberufe sind klar an ihren Trachten zu erkennen, die nicht nur den Touristen zuliebe getragen werden. Die Hortobágyer Neunbogenbrücke und ihre Umgebung ist der Schauplatz des nach ihr benannten Brückenmarktes im August. Der erste Markt wurde 1825 in der Nähe der Hortobágyer Schenke und der einstigen Brücke veranstaltet. Die damaligen Märkte dauerten im allgemeinen drei Tage. Freitags und sonnabends gab es den Viehmarkt, bis Sonntag abend, eventuell bis Montag mittag den Trödelmarkt. Der Autor lässt zu den Bildern auch namhafte Dichter und Forscher zu Worte kommen (die Zitate sind optisch abgesetzt) und hat so ein sachlich fundiertes und ästhetisch ansprechendes Buch geschaffen. Paula Hefli

IRÉN KOVÁCS: Hortobágy. Landkarte und Noten: István Pakurár. Übertragung ins Deutsche: András K. Reményi. Mit 104 Schwarzweissfotos. Debrecen: Hajdútourist 1984. 190 S.

Der handliche Führer in Taschenbuchformat enthält in gedrängter Form eine Fülle von Wissenswertem über die einzigartige Steppenlandschaft von Hortobágy. Die Bodenbeschaffenheit, die typische, an seltenen Arten reiche Pflanzen- und Tierwelt werden zuerst beschrieben, damit die Voraussetzungen für die folgenden Kapitel gegeben sind. Die Landschaft ist nicht mehr ursprünglich, auch wenn die heute von Menschen kaum berührte Salzsteppe den Betrachter dazu verleiten könnte, in ihr einen Urzustand zu sehen. Die Tataren- und die Türkenkriege, aber vor allem die Theissregulierung in der Mitte des 19. Jahrhunderts haben die ehemalige Sumpflandschaft bis auf wenige Stellen ausgetrocknet. Die Tierherden, die frei oder halbfrei gehalten werden, stampfen den Grund fest, so dass der alkalische Untergrund sich konserviert. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Versuche unternommen, Teilstücke urbar zu machen, aber diese Versuche schlugen fehl. Seit 1973 ist die Hortobágyer Puszta von 53 500 ha Grösse ein Naturschutzgebiet; nicht zuletzt wegen der Pferdezucht mit Noniusstuten ist sie der wohl bekannteste Nationalpark Ungarns. Wegen ihres einzigartigen Artenreichtums und wegen der verbleibenden Sumpfwiesen kommt ihr europäische Bedeutung zu.

Es folgen die Geschichte der Gegend und die Volkskunde des Hirtentums von Hortobágy sowie Hortobágy's kulturgeschichtliche Rolle. Eine Skizze erlaubt, sich schnell über die Lage der verschiedenen Dörfer am Rand der Puszta zu orientieren. Flurnamen verweisen auf die Herkunft der früheren Besitzer oder auf Beschaffenheit und Verwendung eines Grundstücks. Der Führer folgt sodann den wenigen Strassen, die den Nationalpark durchqueren, und erschliesst gleichzeitig die landschaftlichen und volkskundlichen Eigenheiten eines jeden Abschnittes. Die zahlreichen Schwarzweissfotos, die zum Teil vom Anfang dieses Jahrhunderts stammen, versetzen den

Leser in die Lage, nicht nur den Jetztzustand, sondern auch die Entwicklung dieses Landstrichs zu erfassen. Als Besonderheit sei auf die Schwarzkeramik hingewiesen, die in Nádudvar («Schilfhof») hergestellt wird (S. 135f.). Das Buch schliesst mit praktischen Hinweisen für den Reisenden (S. 149–156), mit Adressen von Kunsthandwerkern (S. 156f.) und der Liste der im Gebiet von Hortobágy lebenden geschützten Pflanzen- und Tierarten, mit Angabe ihres ideellen Wertes und der möglichen Geldstrafe (S. 159–190). Wer sich länger als einen Tag in Hortobágy aufhalten möchte, sollte den Führer bei sich haben. Die deutsche Übersetzung befriedigt leider nicht; wer der ungarischen Sprache mächtig ist, dürfte die Originalfassung vorziehen.

Paula Hefti

IØRN PIØ: Nye veje til Folkevisen. Copenhagen: Gyldendalske Boghandel 1985. 344 S. (zweispaltig), Abb.

Die Dänen können sich rühmen, lange vor «Des Knaben Wunderhorn» (1806/08) gedruckte Sammlungen von sogenannten Volksliedern, insbesondere Balladen, besessen zu haben. Im Jahre 1591 erschien in Ribe beim Drucker Hans Brun ein Buch mit dem Titel «Et hundrede udvalde Danske Viser», eine Auswahl also aus einem grösseren Vorrat und eine Sammlung von erzählenden Liedern, die öfter nachgedruckt (1595, 1609, 1619, 1622, 1632, 1643, 1655, 1671; 1764 in Kjøbenhavn noch einmal zusammen mit den von Peder Syv 1695 gesammelten Liedern) und dadurch erst recht populär wurden. Der grössere Vorrat war das, was man heute «Vedels Archiv» nennt. Anders Sørensen Vedel (1542–1616), Sohn aus begütertem Hause, Magister der Universität Wittenberg (1566; Piø verschweigt Vedels enge Beziehungen zum späten deutschen Humanismus), in den historischen (das heisst auch: Geschichten erzählenden) Wissenschaften bestens ausgebildet, zunächst Schlossprädikant in Kopenhagen (1568–81), dann Kanonikus in Ribe (cf. «Dansk Biografisk Leksikon» 15, 1984, 318–324 [H. Ilsøe]; ein Porträt Vedels, das bei Piø fehlt, findet sich als Titeltupfer zu seinem «Kong Svend Haraldsson Tiuveskaeg» [Gabelbart]. Kopenhagen 1705); dieser Vedel also gehörte ohne Zweifel zur intellektuellen Führungsschicht des damaligen Nordeuropa. Eine seiner Hauptbemühungen galt der Demonstrierung einer nationalen dänischen Geschichtstradition. In diesem Zusammenhang liess er auch alte Heldenlieder aus unterschiedlichen Quellen (Handschriften, Druckwerke von Flugblatt und Flugschrift bis zum Buch) abschreiben; sein «Archiv», von dreissig Schreibern zusammengestellt, umfasste vier dicke Bände, von denen drei erhalten sind. Nun schreibt Vedel an einer Stelle seiner «Hundert ausgewählten Lieder», einige von diesen seien bei «den menige Mand», also beim gemeinen Mann, im Gebrauch gewesen, und Piø schliesst daraus, dabei habe es sich um das Volk gehandelt, nämlich um «alle die in der Gesellschaft, die nicht dem Adelsstand und auch nicht der Geistlichkeit angehörten» (S. 33b). Piø erkennt nach solcher Vereinfachung der historischen Sozialstruktur folglich zwei Klassen von alten Liedaufzeichnern, die «adelsoptegnere» der Führungsschicht und die zwölf «menigmandsoptegnere», welche zunächst zwanzig Balladen zu Vedels Archiv beigesteuert haben: Es sind dies zwanzig Heldenlieder wie DgF («Danmarks gamle Folkeviser») Nr. 5: Krimhilds Rache, DgF 7: König Dietrich und seine Kämpen, DgF 9: Dietrich und der Löwe oder DgF 17: Dietrich und Holger der Däne, von denen Vedel sagt, sie seien überall bekannt gewesen (das ist bekanntlich ein literarischer Topos). Da diese zwölf Schreiber (ihre Handschriftenproben: S. 34b – 35b) nun insgesamt 101 Lieder aufgezeichnet haben, rechnet Piø diese alle (Appendix A1, S. 299a – 300b) zu den Volksliedern und die übrigen zu den Adelsliedern.

Mir scheint, hier wird wieder einmal von den Kulturzeugnissen der städtischen oberen Mittelschicht auf die Geisteskultur der ganzen Bevölkerung geschlossen. Der «gemeine Mann» des 16. und 17. Jahrhunderts lässt sich aber doch durch Bürgerrecht, Vermögen und Herrschaftsgewalt relativ genau definieren (vgl. R. Schenda: Der «gemeine Mann» und sein medikales Verhalten im 16. und 17. Jahrhundert. In: Joachim Telle [Ed.]: Pharmazie und der gemeine Mann. 2. Aufl. Weinheim / New York:

VCH, Acta Humaniora 1988 [Ausstellungskatalog der Herzog August Bibliothek, 36], S. 9–20). In dieser Schicht, nicht aber in den unteren 60 bis 70 Prozent der Bevölkerung – sie werden des öfteren als «Pöbel» disqualifiziert – finden sich dann auch Lese- und Schreibfähigkeit, Buchbesitz und Umgang mit populärer Literatur. Vedels Archiv ist also doch wohl insgesamt ein Phänomen der Oberschicht, wie die meisten unserer älteren sogenannten Volksdichtungen (vgl. jetzt auch Manfred Grätz: Das Märchen in der deutschen Aufklärung. Vom Feenmärchen zum Volksmärchen. Stuttgart: Metzler 1988). Eine Popularisierung solcher Texte hat erst später durch semiliterarische Diffusionsprozesse stattgefunden.

Was nun die Lieder-, speziell Balladen-Kultur der Oberschicht anbetrifft, so finden sich hier dank Iørn Piøs langjährigen Erfahrungen reiche Materialien über die dänischen Adelshandschriften, wie zum Beispiel die «Herzbücher» mit Liebesliedern oder Margarethe Langes Handschrift mit 197 Liedern (um 1580); Materialien auch über die gedruckten Sammlungen von Peder Syv 1695 oder Mette Giøe («Tragica» 1657) und vor allem über die «Skillingstryk», Flugschriften (Heftchen) also, deren ältestes erhaltenes Exemplar (mit dem gelehrten Paris- und Helena-Stoff) aus dem Jahre 1581 stammt. Drucker wie Mads Vingaard oder Laurentz Benedict arbeiteten in Kopenhagen; Heftchenliteratur in dänischer Sprache wurde jedoch auch aus Hamburg importiert. Verfasser der Lieder des 16. und 17. Jahrhunderts waren vor allem Geistliche.

Im Hauptteil von Piøs Untersuchung – und das ist der «neue Zugang» zur dänischen Liedforschung – stehen textvergleichende Analysen von solchen Flugschriften-Balladen (besonders ausführlich: DgF 156 Niels Ebbesøn, S. 72–92, oder DgF 354 Ebbe Skammelsøn, S. 92–106) und ihren späteren Veränderungen bis zu den Sängern des 19. Jahrhunderts, wie Evald Tang Kristensen sie in Jütland antraf. Neben der datierbaren Produktion von gedruckten Heftchen-Liedern gibt es für Piø aber eine «gammel folkevisetradition», die er *vor* die Erfindung des Buchdrucks datiert, obwohl doch die ersten Aufzeichnungen aus Vedels Archiv stammen; dazu gehören die Lieder DgF 37: Von Jungfrauen und Zwergenkönigen oder Bergmännlein, DgF 378: Die wiedergefundene Schwester oder DgF 201: Hilfe in der Not. Piø hält, wie gesagt, solche Textzeugnisse für ältere, volkstümliche, weil noch im 19. Jahrhundert gesungene, und er will sie von der Adelstradition abgesetzt wissen.

Mit seinem wichtigen Kapitel über Marktsänger und Marktlieder (S. 269–280) kommt Piø abermals dem Volke näher: Der Markt ist der eigentliche Umschlagplatz von Kulturwaren aus verschiedenen sozialen Schichten; hier wird höfische und bürgerliche Musik popularisiert, hier gelangen die Texte der Geistlichen, aber auch die der wenig gebildeten Tagespoeten mit ihren Moritaten in die Ohren der Nicht-Leser. Für diesen Sektor wären noch weitere Quellen zu erschliessen, welche von Spielleuten und Bänkelsängern handeln (vgl. den Artikel von Antonie Schreier-Hornung: Gaukler. In: Enzyklopädie des Märchens 5 [1987], Sp. 769–779 mit reicher Literatur). Leider hat Piø aber nicht einmal die Arbeiten über die englische Strassenballade (R. Wehse, N. Würzbach), geschweige denn wichtige Studien aus dem romanischen Kulturbereich in seine Überlegungen einbezogen.

Die dänische Volksliedforschung hat mit Svend Grundtvig, Axel Olrik und Hakon Grüner-Nielsen eine altherwürdige Tradition. Ob Iørn Piøs Zugänge zu den Liedgedrucken des 16. Jahrhunderts und zu einer daraus hergeleiteten vermutlich älteren «Volks»-Tradition wirklich so neu sind, wie hier präntiert wird, bleibt abzuwarten: Vor allem die skandinavische Volksliedforschung wird sich mit diesen anregenden Hypothesen auseinandersetzen haben, aber auch den südlicher angesiedelten Kollegen werden diese Thesen zu denken geben.

Rudolf Schenda

WOLFGANG PLEISTER / WOLFGANG SCHILD (Hg.): Recht und Gerechtigkeit im Spiegel der europäischen Kunst. Mit Beiträgen von Hans Latz, Johannes Latz, Wolfgang Pleister, Wolfgang Schild und Kurt Seelmann. Köln: Du Mont 1988. 288 S., 103 farbige und 364 Schwarzweissabb.

Das monumentale Werk, das der Verlag prachtvoll ausgestattet hat, spürt den Verflechtungen zwischen europäischem Rechtsdenken und Kunst nach. In sieben selbständigen Beiträgen, die trotz gelegentlich unterschiedlichen Interpretationen und Überschneidungen eine Einheit darstellen, befassen sich fünf Autoren, die von der Rechtswissenschaft und der Philosophie herkommen, mit Zusammenhängen zwischen Bild, Recht und Gerechtigkeit. Ein rechtsphilosophischer Grundtenor durchzieht das Buch.

Die ersten Kapitel widmen sich drei Ausrichtungen des Rechtsdenkens in der Geschichte: *Wolfgang Pleister* behandelt den Mythos des Rechts, wobei Rechtsgottheiten der klassischen Antike und Seelenwägung und gerechtes Gericht im Vordergrund stehen. Hier begegnet in Text und Bild ein ebenfalls in aussereuropäischen Kulturen vorkommendes Thema, das auch den Volkskundler interessiert, besonders seit Leopold Kretzenbacher darüber 1959 sein materialreiches Buch über «Die Seelenwaage» veröffentlichte (vgl. auch L. Kretzenbacher: Geheiligtetes Recht. Wien 1988). *Wolfgang Schild* schreibt tiefeschürfend über die Theologie des Rechts, vor allem in der Darstellung des Gottes der Christen als Richter, und die Ethik der Gerechtigkeit, konzentriert in der Tugendlehre und im Gerechtigkeitsbild. Er zeigt die Unterschiede von Recht und Gerechtigkeit auf und wie sich unsere heutigen Anschauungen über Recht und Gerechtigkeit entwickelt haben (dazu derselbe Autor neuerdings auch in «Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde, Band 10, 1988). *Wolfgang Pleister* geht der Thematik «Menschenrecht, Tierfabel und Tierphysiognomik» nach und erläutert, wie die Künstler und Sozialkritiker sowohl den Menschen im Tier als auch das Tier im Menschen gesehen haben. Tierfabeln haben sich seit der Antike kritisch mit dem Rechts- und Gerichtswesen befasst und «Juristenschelten» vorgenommen, was Ausdruck in der bildenden Kunst fand. Hier liegen auch volkskundliche Elemente, die speziell herauszuarbeiten dem Leser überlassen ist.

Die drei Schlusskapitel sind Einzelaspekten gewidmet. *Kurt Seelmann* verfolgt die Relativierung von Recht und Gerechtigkeit, angefangen von der Sophistik im 4./3. Jahrhundert vor Christus bis in unsere Zeit. Auch hier sind volkskundliche Bezüge, etwa wenn Christus dem Vater seine Wunden oder Maria ihrem Sohn die Brüste zeigt, um Gnade für den Sünder zu erwirken, ein Thema, das wir ebenfalls aus den Forschungen von Leopold Kretzenbacher (Schutz- und Bittgebärden der Gottesmutter. München 1981) näher kennen. *Hans Latz* legt dar, wie Herrschaftsbestätigung (z. B. bei Napoleon) und Herrschaftskritik im Zeitalter der Aufklärung und der Französischen Revolution, aber auch im 19. und 20. Jahrhundert, besonders in der Herrschaftsbestätigung in der Kunst des Nationalsozialismus, sich manifestiert. *Johannes Latz* wendet sich am Schluss der Rückseite des Verhältnisses zu, nämlich der Kunst im Spiegel des Rechts und damit im Rechtsbegriff im Rahmen der Kunstfreiheit, wobei die deutschen Rechtsverhältnisse zugrunde gelegt werden.

Das Werk bietet, Disziplinen überschreitend, zahlreiche wertvolle Anregungen.
Louis Carlen

STEFAN BAUMEIER und KURT DRÖGE (Hg.): Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 1. Detmold: Westfälisches Freilichtmuseum 1986. 206 S., Abb. (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold, Landesmuseum für Volkskunde, 1).

Mit dieser Sammlung von Beiträgen liegt der erste Band von kleineren Aufsätzen vor, die allem Anschein nach nicht in der Schriftenreihe des Westfälischen Freilichtmuseums untergebracht werden konnten (bisher fünf Grossmonographien).

Die Sammlung umfasst sechs Aufsätze, acht kleine Beiträge und sechzehn Kurzberichte; der Vorbemerkung der Herausgeber gemäss soll der nun vorliegende erste Band ein Forum sein, dessen Aufgabe darin liegt, die «Berichte aus der laufenden Arbeit des Museums, für Zwischenergebnisse und Befunde aus vielen kleinen und grösseren abgeschlossenen Untersuchungen und Forschungen, für Pläne, Gedanken

und Erfahrungsberichte» vorzustellen. Es handelt sich um Arbeiten aus dem Bereich der Sachvolkskunde und Sozialgeschichte des Grossraumes, der im Freilichtmuseum dargestellt ist; die Beiträge gehören in den grösseren Zusammenhang der Hausforschung, unter deren Zeichen sie stehen: *Stefan Baumeier*: Historische Handwerksbetriebe. Die Töpferei Hehemann, die Wassermühle Heller und die Schmiede Pollmann; *Thomas Ostendorf/Kurt Dröge*: Zur Sozialgeschichte der Landschule in Westfalen; *Agnes Sternschulte*: Kulturbegleitende Pflanzen und ihre Wiederansiedlung; *Burkhard Nickel*: Ländliche Schmieden im Corveyer Raum. Bemerkungen zur Geschichte des Schmiedehandwerkes; *Karl Jürgen Roth*: Zur Entwicklung der Dorfschulen im Siegerland bis 1930; *G. Ulrich Grossmann*: Die Farbfassungen der Lohgerberei in Freudenberg, Krottorfer Strasse 6 – um hier nur die sechs Aufsätze zu nennen. Die kleinen Beiträge verdienen nicht minder Aufmerksamkeit, denn die Qualität der Darstellungen obsiegt über die Knappheit der thematischen Ansätze, die durchaus bemerkenswert sind.

Unterstützendes und ergänzendes, qualitativ ausgezeichnetes Bildmaterial und Reproduktionen tragen dazu bei, dass kein trockener Textband entstanden ist, sondern ein lebensfähiges und lebendiges Werk, für ein anspruchsvolles Fachpublikum gedacht, das hoffentlich aber auch interessierte Laien ansprechen kann.

Michael Belgrader

CAROLA LIPP (Hg.): Schimpfende Weiber und patriotische Jungfrauen. Frauen im Vormärz und in der Revolution 1848/49. Moos: Elster-Verlag 1986. 432 S., Abb., Karten.

Der von der Tübinger Volkskundlerin Carola Lipp herausgegebene Sammelband von Mikrostudien zum Frauenverhalten im Revolutionsgeschehen präsentiert sich als Ergebnis einer studentischen Projektarbeit am Institut für Empirische Kulturforschung der Universität Tübingen unter der Leitung der Herausgeberin. Die Autorinnen – in der Kürze dieser Rezension nicht einzeln zu besprechen – legen zwei wesentliche Aspekte und Ziele vor: Zum einen interessieren nicht die grossen historischen Daten, nicht der präzise Ablauf der Revolution selbst, sondern Mentalitäten, Aktivitäten und die Teilnahme von Frauen an einem bisher weithin als männerdominiert geglaubten politischen Geschehen, zum anderen ist es nicht die Absicht, die Propagandistinnen dieser Umbruchszeit vorzustellen, sondern das politische Verhalten und die Einstellungen zum politischen Geschehen von «Durchschnittsfrauen». Kurz: Frauenverhalten vor und in der Revolution – oder: ist eine Revolution ohne Frauen überhaupt denkbar? Damit stösst auch dieser Sammelband, wie so manche jüngst erschienene sozialwissenschaftliche Studie zu vorindustriellen Gesellschaften in jenes neue Gefilde vor, das scharenweise Frauen zutage fördert, ohne deren massive Beteiligung es soziale Protestaktionen, Bewegungen und Freiheitsräume nie gegeben hätte. Frauen scheinen an allen bedeutenden kollektiven Aktionen teilgenommen zu haben, von den Bauernunruhen angefangen bis hin zu den Steuerrevolten, den Maschinenstürmereien und den Brotkrawallen.

Zwar beschränken sich die Studien dieses Bandes auf den sozial wie kulturell abgeschlossenen Raum Württemberg, sie bleiben jedoch durchaus nicht in Details stecken, sondern vermögen sie als exemplarisches Analysepotential zur Alltagsgeschichte bzw. zur Frauengeschichte zu verarbeiten. In der Voraussetzung eines bereits vollzogenen Paradigmenwechsels, in der spezifischen Fragestellung nach geschlechtsspezifischen Verhaltensmustern und im Engagement für jenen Teil der Gesellschaft, der nicht die anerkannte Macht hat – und auch in der spezifischen Situation innerhalb des akkreditierten Wissenschaftssystems – gerade darin liegt die Leistungsfähigkeit volkskundlicher Frauenforschung, wie es dieser vorliegende Band beweist.

Zunächst widmen sich die Autorinnen *C. Lipp*, *M. Stephan*, *S. Kienitz* und *B. Binder* der «Kultur und Lebensweise von Unterschichtfrauen im Vormärz und zur Zeit der Revolution». Hier, wo Frauen ungebändigt lebten und den Lebensunterhalt für ihre

Familien einzutreiben versuchten, da spielte sich auch ihre politische Teilnahme ab. Die treibende Kraft war freilich zunächst noch reaktiv an die unmittelbare Not der Alltagssituationen gebunden – wenn sie sich etwa empört über die Getreidespekulationen oder über die schlechte städtische Fürsorgepolitik Luft verschafften.

Um Einblick in das Leben von Unterschichtfrauen zu gewinnen, das zum Unterschied von bürgerlichen Frauenleben schlecht dokumentiert ist, wählten die Autorinnen den Weg der Rekonstruktion familiärer Verhältnisse. Von hier aus erklären sich die zahlreichen Verstöße gegen Alltagsnormen und die zahlreichen Gesetzesbrüche, von hier aus erklärt sich auch das Bild der «unbotmässigen Dienstin» als Metapher für bürgerliche Revolutionsängste.

Welche Möglichkeiten Frauen trotz ihrer politischen Beschränkung zu organisiertem politischem Handeln noch fanden und auszuschöpfen imstande waren, zeigen die Studien des 2. Abschnittes «Frauenaktionen und Klassenkonflikte 1848/49» von *C. Lipp*, *B. Bechthold-Comforty*, *G. Schubert* und *B. Binder*. Was für die einen demokratische Gleichheitsforderung bedeutete, das brachte für die anderen die Verabschiedung der demokratischen Grundrechte. Ob die Unterschichtfrauen nun im traditionellen Freiraum eines Charivari ihrem Protest gegen unbeliebte Vertreter der Obrigkeit Ausdruck verliehen, im Milchboykott oder in Brotkrawallen ihr Ventil gegen soziale Benachteiligung fanden, ihr politisches Handeln war Widerstand und immer motiviert aus dem unmittelbaren Überlebensinteresse – dem existentiellen Zündfunken zur Revolution. So gesehen wird die Männersache Revolution zum Mythos der Geschichtsschreibung. In zunehmendem Masse formieren sich gegen diese ungebändigten Frauenaktivitäten bürgerliche Kontrolle und Disziplinierungsmassnahmen. «Erziehung der Frau» wird zum Schlagwort. War zunächst die Rede von der «häuslichen Bestimmung der Frau» noch Verteidigungsgefecht, eine Reaktion auf das sukzessive Vordringen der Frau auf dem Terrain der bürgerlichen Öffentlichkeit, so trug in zunehmendem Masse diese Revolution auch dazu bei, die «bürgerliche Weiblichkeit» zu verfestigen und in alle sozialen Schichten zu transferieren, wie *E. Sterr* und *St. Cornelius* im 3. Abschnitt «Bürgerliches Frauenleben und Frauensozialisation» zeigen.

Während die Protestformen von Frauen aus den Unterschichten von den Geschichtswissenschaften vermehrt zur Kenntnis genommen werden, gelten ihr Frauen aus dem Bürgertum noch immer als nichthandelndes Zubehör. Eine Interpretation, die von den Autorinnen falsifiziert werden kann. Gesellschaftliche Strukturen und neue Definitionen von Weiblichkeit verwehrten ihnen zwar den Zugang zu älteren Formen öffentlicher Widerspenstigkeit, doch sie entwickelten Strategien des Widerstandes, die nicht mehr eine Normverletzung, sondern einer Überfüllung von Normen entstammen. Wie widersprüchlich die Revolution auf das Frauenleben wirken sollte, zeigt sich immer wieder – dann etwa, wenn Bildung zwar zu politischem Bewusstsein und Formierung führt, gleichzeitig aber eine neue Häuslichkeit, «echte Weiblichkeit» und eine neue Mütterlichkeit als «Stütze des Staates» auslöst, die zwar Raum für die Frau im öffentlichen Bewusstsein schafft, die jedoch nach dem Revolutionsende – siehe *W. H. Riehl* – fatale Fixierung erfahren sollte. Ähnliche Ambivalenzen auch bei den Frauenvereinen, wie die Analysen im 4. Teil (*S. Rumpel*, *A. Lotz*, *E. Kuby*, *C. Lipp*) veranschaulichen. Zwar sichern die ersten Wohltätigkeitsvereine Platz im öffentlichen Geschehen, gleichzeitig bereiten sie einer «organisierten Mütterlichkeit» Platz, die nicht nur Macht sicherte, sondern einer unheimlichen Familienideologie die Weichen stellte, die der Frau den eroberten gesellschaftlichen Raum wieder nahm. Obwohl sich Widerstand bürgerlicher Frauen im Revolutionszeitraum unter Anpassung und Gefügigkeit verbarg, lässt sich ihr Wunsch nach mehr gesellschaftlicher Macht und Bedeutung im weitesten Sinn als «feministischer» Protest deuten. Wie sehr sich das politische Verhalten der Unterschichtfrauen von den getarnten moralisierenden Strategien bürgerlicher Frauen unterscheidet, lässt auch das Kapitel der «Symbolischen Interaktionen zwischen den Geschlechtern» deutlich werden, wo Frauen die Handlanger nationaler Ziele werden, wenn sie als Bräute der Revolutionshelden Fahnen sticken und Kränze winden oder gar als Symbole in den

allegorischen Revolutionshimmel entschweben (*S. Kienitz, T. Citovics, C. Lipp, A. Pol-
lig*).

Dass dieser Band nicht nur durch seine Einzelergebnisse zum Frauenverhalten in und vor der Revolution die Frauenforschung bereichert, sondern in der Lage ist, eine neue Diskussion in Gang zu bringen, kann erwartet werden.

Die in der feministischen Theorie weitgehend vertretene Annahme der polaren Geschlechtercharaktere in den dichotomen Lebensräumen «Haus» und «Öffentlichkeit» wird gründlich in Frage gestellt – und dies gerade für jenen Zeitraum, der allgemein als Paradigma, als das Interpretationsmodell der Frauenunterdrückung schlechthin zitiert wird. Öffentlichkeit, so C. Lipp, ist nicht allein über die Teilhabe an der gesellschaftlichen Produktion und Marktwirtschaft zu definieren, sondern auch als Raum sozialer Beziehungen. Privatheit und Öffentlichkeit treten in eine jeweils spezifische Wechselbeziehung. Sozialökonomie und Alltag bleiben nicht unvermittelt. Wie weit Ideologien und gesellschaftliches Verhalten auseinanderklaffen bzw. inwieweit sie in den verschiedenen Bereichen des Alltagslebens zusammenhängen, das wird mitunter sehr deutlich vor Augen geführt. Wobei die Ergebnisse zweifellos nicht nur für den Regionalbereich Württemberg zutreffen. Darüber hinaus reissen sie neue Fragen für die gesamte Frauengeschichte auf, wenn die Monolinerität der Frauenunterdrückungstheorien angesichts der vielen Widersprüche und der vielschichtigen Situations- und Verhaltensvariationen zu zerbröckeln droht.

Bleibt jene Kritik als Anmerkung, die eine Reflexion der Diskussionen zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen in «Die Listen der Ohnmacht» (herausgegeben von Claudia Honegger und Bettina Heintz) gewünscht hätte.

Elisabeth Katschnig-Fasch

BURKHARD PÖTTLER: Das ländliche Wohnhaus im Gerichtsbezirk Stainz. Eine Untersuchung historischer Hausformen in der Weststeiermark. Wien: Österreichisches Museum für Volkskunde 1986. 412 S., 9 Tab., 3 Karten, 31 Tafeln, 40 Abb.

Der vorliegende Band entstand als Dissertation unter der Leitung des bekannten Hausforschers Prof. Dr. Oskar Moser und enthält selbstverständlich zusätzlich zu den Abbildungen ein sehr ausführliches Literaturverzeichnis sowie ein Orts- und Sachregister.

Vom Sohn des Gründers und Direktors des Österreichischen Freilichtmuseums in Stübing bei Graz war zu erwarten, dass er in die Fussstapfen seines Vaters treten würde und ein Thema wählte, das den historischen Hausbau in einer engumgrenzten Region der Weststeiermark behandelt. Nach seinen eigenen Worten werden dabei die historische Volkskunde und die Gefügeforschung bei der Untersuchung des Baubestandes kombiniert. Wegen der Grösse des Gerichtsbezirkes beschränkte sich der Autor auf 14 Gemeinden eines repräsentativen, von West nach Ost verlaufenden Streifens, der sich vom kristallinen Randgebirge bis zum weststeirischen Hügelland hinzieht und der auch gleichzeitig den Übergang vom vieh- und waldwirtschaftlichen Bereich zum gemischtwirtschaftlichen, klimatisch günstigen Gebiet mit Klein- und Mittelbetrieben und sogar mit Sonderformen der Weinbaubetriebe aufzeigt. Besonders interessant sind die dortigen Hausformen nicht nur, weil ein reicher und gut erhaltener Altbestand an ländlichen Wohnhäusern vor allem seit dem 17. Jh. vorhanden ist, sondern auch weil in neuerer Zeit eine starke soziale und wirtschaftliche Umschichtung der Bevölkerung erfolgte, bedingt durch die relative Nähe der Stadt Graz. So ist es nicht verwunderlich, dass Zweit- und Ferienwohnungen in den alten Häusern eingerichtet wurden oder dass die Zahl der Pendler zunahm, welche die Landwirtschaft nur noch als Nebenerwerb betreiben.

Die wissenschaftlichen Grundlagen für diese Publikation bildeten einerseits die als Gesamtinventarisierung in den Gemeinden durchgeführten Bestandesaufnahmen der Bauten bis 1914, einer sich als selbstverständlich ergebenden Zäsur, mit 481 Objekten, und andererseits die Ausnützung historischer Quellen wie des Franziszeischen Katasters (nach 1817) und weiterer Unterlagen. In der Analyse des erfassten Baubestandes

werden verschiedene Aspekte (Lage, Baumaterial, Bauweisen, Grundrisstypen, Raumeinheiten und Funktion) des Wohnhauses behandelt. Stets sind dabei die archaischen Hinweise berücksichtigt. Den Abschluss bilden ausführliche Einzelbeschreibungen von fünf ausgewählten charakteristischen Gebäuden, bei denen die Hofgeschichte, die Besitzerfolge sowie die Beschreibung des Baus mit seinen festgestellten Veränderungen ein Bild des Wohnhauses als Individuum ergeben.

Starke Veränderungen auch in bezug auf dekorative Elemente lassen sich seit etwa 1820 in diesem Gebiet feststellen, wobei vor allem die behördlich geförderte Zunahme von gemauerten Häusern auffällt. Andererseits ist das langsame, aber sichere Verschwinden der hier früher reichlich vorhanden gewesenen Rauchstuben wichtig. Diese gehören zu einem ausgedehnten Verbreitungsgebiet in den Ostalpen. Für die alten, häufig nur eingeschossigen Häuser ist die horizontale Raumordnung massgebend. Sie stellen sich damit zu Hausformen, wie sie auch im übrigen osteuropäischen Raum zu finden sind.

Ausgehend von einem schmalen «zweizonigen» Typ mit Wohnraum (ursprünglich Rauchstube) und Flur (Vorraum), entwickeln sich vor allem Mittelflurhäuser (Stube – Flur – Kammer), die je nach Umständen durch Addition giebel- oder traufseitig erweitert werden können. Besonders typisch für den ursprünglich vorherrschenden Blockbau sind die Quergiebel.

Es ist unmöglich, in dieser Besprechung auf alle wissenswerten und aufschlussreichen Beobachtungen und Einzelheiten einzugehen, sie sind zu zahlreich. Die Arbeit ergibt wesentliche Kenntnisse für eine österreichische Region. Zeichnungen und Photos bieten einen guten Überblick, wobei die genauen Pläne (Grundrisse, Ansichten) der monographisch erfassten Gebäude besonders wertvoll sind. Die Vergleichbarkeit wird erleichtert, da alle Pläne im selben Massstab reduziert wurden. Das Ausmessen der Räume würde allerdings erleichtert, wenn der Massstab 1 : 100 gewählt worden wäre. Die Leser sehen sich mit Vorteil zuerst den Tafel- und Bilderteil an, das Verständnis bei der nachfolgenden Lektüre wird dadurch erleichtert. Ein Ausländer muss sich erst an besondere, lokal gefärbte Ausdrücke (wie Keusche, Lösch, Fasche, Kesselreide, Robotgelb u.ä.) gewöhnen, die für den Autor selbstverständlich sind, die aber vereinzelt erst im nachhinein erklärt werden. Gesamthaft gesehen eine lesenswerte und wissenschaftlich sehr wertvolle Arbeit. Max Gschwend

KULTURGESCHICHTE UND SOZIALGESCHICHTE IM FREILICHTMUSEUM. Historische Realität und Konstruktion des Geschichtlichen in historischen Museen. Referate der 6. Arbeitstagung der Arbeitsgruppe «Kulturgeschichtliche Museen» im Museumsdorf Cloppenburg/Niedersächsisches Freilichtmuseum. Hg. von Helmut Ottenjann. Cloppenburg: Niedersächsisches Freilichtmuseum 1985. 126 S., Abb., Tab., Karten.

Der Frage der historischen Realität im Museum – unter jeweils neuen thematischen Zugängen – gelten die Tagungen der Arbeitsgruppe «Kulturgeschichtliche Museen» in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde: erstmals in Hannover 1971 zum Thema Wohnen, danach zu Fragen des Sammelns, Dokumentierens und Präsentierens. Am Tagungsort Cloppenburg bot sich die Eingrenzung auf den Bereich der Freilichtmuseen und ihrer spezifischen Problematik an. Deren «Gretchenfrage» spricht *Helmut Ottenjann* als Gastgeber und Direktor des Freilichtmuseums in Cloppenburg in seiner Einleitung aus: «Wie halten es Freilichtmuseen und überhaupt kulturgeschichtliche Museen mit der historischen Realität? ... Wird die bestaunte 'Museumsszenerie' nicht zu einer künstlichen 'Museumsrealität' umfunktioniert?» (S. 7). Anders gefragt: Ist die von diesem Museumstypus so stolz in Anspruch genommene «Ganzheitlichkeit» tatsächlich tauglicher Immunisierungsfaktor gegen allseitige Folklorisierungsbestrebungen?

Bernward Deneke («Realität und Konstruktion des Geschichtlichen») behandelt theoretisch-einführend das Problem, über das innerhalb der Museologie keineswegs Konsens herrscht – was die Frage nach dem «Quellenwert» der Sachüberreste, der «Zeugnisfähigkeit der dinglichen Überlieferung» (S. 13) angeht. *Wolfgang Jacobeit*

(«Vom Sammeln und Ausstellen im kulturhistorischen Museum») reflektiert den «weiten Kulturbegriff im Marxschen Sinne» und seine Folgerungen für die museale Theorie und Praxis. *Hermann Kaiser* («Objekte im Freilichtmuseum: Volkskundliche Typen oder Sachzeugen?») plädiert für eine Methode des «Indizienbeweises», für «den historischen 'Fall' als Einstieg», um den Besuchern so «die Konkretisierung einer Alltagsgeschichte des ländlichen Raumes» (S. 40) zu liefern. *Gottfried Korff* («Geschichte im Präsens? Notizen zum Problem der 'Verlebendigung' von Freilichtmuseen») seziert scharf die (freilich nicht nur die Freilichtmuseen treffende) Kommerzialisierung, jene «Zerstreuungsofferten», die «Ausbeutung der Museen durch einen überdrehten Kulturbetrieb», «Animationsprogramme» aller Art als «Verlebendigungsstrategien» (S. 44f.) – allesamt scheinbar «gefährlos» und legitim, solange sie nur dem Prinzip der «Ganzheitlichkeit» und des Funktionalistischen folgen. Der Frage nach möglichen Irrwegen, nach dem «Sinn» von Freilichtmuseen überhaupt folgt – «dennoch» – ein Plädoyer für die Freilichtmuseen: wegen ihres spezifischen Themenbereiches («Alltagskultur der vorindustriell-ländlichen Gesellschaft»), der nach wie vor von anderen Museen im Abseits belassen wird, und angesichts ihrer besonderen «Anmutungsqualitäten und Erlebnismöglichkeiten, die ein breites Publikum anzusprechen vermögen ... über die Sensualität und über die Emotionalität» (S. 52). Warnt *Korff* vor einem möglichen «Irrgarten folkloristischer Effekte», so beschreibt *Konrad Köstlin* («Freilichtmuseums-Folklore») dessen breites Spektrum und seine Gefahren, und er plädiert nachhaltig für «Störungen» durch Texte, Inszenierungen und Bilder.

Auf die Praxis des jeweils eigenen Freilichtmuseums bezogen sind die Beiträge von *Jerzy Czajkowski* aus Sanok («Aufgaben und Probleme regionaler Freilichtmuseen in Polen») und von *Max Gschwend* vom Schweizerischen Freilichtmuseum Ballenberg («Aufgaben und Probleme nationaler, zentraler Freilichtmuseen»). *Gschwend* legt – rückblickend auf Anfänge, Entstehen und Ausbau von Ballenberg – ausführlich die Gründe dar, die für ein zentrales Freilichtmuseum – vor allem aus wissenschaftlicher und personeller Sicht – sprechen, nach wie vor, haben doch die Ballenberger «Erfahrungen gezeigt, dass der Gedanke, ein zentrales Freilichtmuseum zu schaffen, richtig war» (S. 71). Den französischen Typus der Regionalmuseen präsentiert *Wassilia von Hinten* («Zur Konzeption der Ecomusée»), indem sie Geschichte und Idee, Realisierung und Probleme sowie die Frage ihrer Übertragbarkeit anspricht.

Abschliessend gibt *Helmut Ottenjann* («Systematische Quellendokumentation in der Region als Kontext musealer Sammlung») Einblick in ein Cloppenburgger Schwerpunktprogramm: die Erfassung der Alltagsgeschichte zweier unterschiedlicher Regionen (Ammerland und Artland) – ein gutes Beispiel für die Notwendigkeit und den Stellenwert der Freilichtmuseen in der Erforschung der materiellen wie der immateriellen Kultur einer Region. Christel Köhle-Hezinger

JOACHIM EISLEB: Freilichtmuseen und ihre Besucher – eine sozialgeographische Analyse unter besonderer Berücksichtigung des Museumsdorfes Cloppenburg, Niedersächsisches Freilichtmuseum. Vechta: Vechtaer Druckerei 1987. 127 S., Abb., Tafeln (Vechtaer Arbeiten zur Geographie und Regionalwissenschaft, 4).

«Die Institution 'Freilichtmuseum' als bedeutender Freizeitanbieter» (S. 7) steht im Mittelpunkt der vorliegenden Untersuchung. Mit einer sozialgeographischen Analyse will Joachim Eisleb «Freilichtmuseen und ihre Besucher» vorstellen. Die «explorative Studie», die 1987 von der Abteilung Vechta der Universität Osnabrück als Dissertation angenommen wurde, versucht, «a) eine Begriffsdefinition (von Freilichtmuseum, GB) zu liefern, b) die Entstehung des Freilichtmuseumsgedankens zu referieren, c) die spezielle Entwicklung in Deutschland darzustellen und d) die Freilichtmuseen zu gliedern, um dann e) nach einer historischen Betrachtung zur Entwicklung des Museumsdorfes Cloppenburg, f) dessen Besucherstruktur näher zu analysieren» (S. 14). Der Versuch ist gescheitert.

Er musste scheitern, da Eisleb zum einen ohne Kenntnis der Diskussion über Inhalte und Konzeptionen der Institution «Freilichtmuseum» und zum anderen offensichtlich auch nur mit geringen Kenntnissen der Methoden der empirischen Sozialforschung an das Thema heranging.

Im überwiegenden Teil seiner Arbeit – es handelt sich um die o.a. Punkte a bis e – referiert Eisleb Altbekanntes, zum Teil Überholtes, zum Teil Widersprüchliches, ohne sich kritisch mit den Inhalten auseinanderzusetzen und eigene Positionen zu beziehen.

Der abschliessende Teil f ist der Besucherbefragung gewidmet. Eisleb sieht sich selbst als Pionier, da er davon ausgeht, «dass niemals eine Untersuchung über deren (der Freilichtmuseen, GB) Besucherstruktur in Angriff genommen wurde» (S. 53). Hätte er die im Literaturverzeichnis angeführte Literatur sorgfältig gelesen, wäre er an verschiedenen Stellen auf Hinweise auf bereits in Freilichtmuseen durchgeführte Besucherbefragungen (zwei im Rheinischen Freilichtmuseum) gestossen. Und bei gezielter Literaturrecherche hätte er neben diversen Publikationen auch eine Spezialbibliographie des ICOM-Dokumentationszentrums in Paris zum Thema «Besucherforschung» finden können. Der Blick über die eigenen allzu engen Fach- und Universitätsgrenzen erfolgte nicht. Fachfremde kulturwissenschaftliche Literatur wurde nur in geringem Umfang gesichtet, obwohl allein die Cloppenburg Museumsbibliothek einiges (zum Beispiel Andreas Bimmers Anmerkungen zu der bereits erwähnten Spezialbibliographie in den Hess Bll NF 10 [1980]) hätte bieten können.

Das Ergebnis der empirischen Studie musste aufgrund ihrer Anlage unbefriedigend werden. Eisleb führte an zwei nicht repräsentativen Tagen im Jahr 1981 eine «Grossbefragung» durch. Die «Datenkontrolle» erfolgte zwei Jahre später, ebenfalls an zwei Tagen, nun aber mit teilweise anderer und damit nicht vergleichbarer Fragestellung. Befragt wurden «Besucher» – die Auswahlkriterien bleiben unklar. Die Ergebnisse sind zwar kodierbar, die EDV-erstellten Tabellen – vollgepackt mit Prozentangaben – sehen auch eindrucksvoll aus, ihnen fehlen jedoch elementare Angaben wie die Grundgesamtheiten. Der Text wiederholt die in den Tabellen angegebenen Daten, interpretiert sie aber nicht. Zusammenhangslos eingestreute Fotografien, überwiegend Motive aus dem Museumsdorf Cloppenburg, komplettieren die Studie, die mit dem Anspruch angetreten ist, «Freilichtmuseen und ihre Besucher» zu analysieren, die dies aber noch nicht einmal für ein einziges Museum leistete.

Gitta Böth

HILDEGARD GINZLER: Die «Musfallskrämer» aus der Eifel. Entwicklung des Drahtwarengewerbes in Neroth als Beispiel für Selbsthilfe in einer Mittelgebirgsregion. Mainz: Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz 1986. VIII + 181 S., 32 (nicht 29) Abb., 1 Plan, 1 Karte, 3 Tab., 3 Übersichten (Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 1).

Die Eifel, eine der grossen Mittelgebirgslandschaften Deutschlands, teilte im 19. Jahrhundert das leidvolle Schicksal des Bayerischen Waldes, das ihn schon 200 Jahre früher ereilt hatte: Die einst blühende Eisenindustrie sank zur absoluten Bedeutungslosigkeit herab und degradierte die Eifel zum chronischen Notstandsgebiet. Den Ausweg wies nicht die Scheinalternative «Verhungern oder Auswandern», sondern die glückliche Flucht in Herstellung und Vertrieb von Mausefallen durch Mausefallenhersteller (Drahtbinder, -flechter, Gitterbinder, Rastel-; nicht zu verwechseln mit Drahtzieher: diese produzieren, jene verarbeiten das Ausgangsmaterial) und Mausefallenhändler (Mausefallenhausierer, «Musfallskrämer»). Dieser aus Not und Verzweiflung geborene innovatorische und emanzipatorische Prozess der Selbsthilfe und die Entwicklung des Drahtwarengewerbes aus sozialer und ökonomischer Sicht, dargestellt am Beispiel des Dorfes Neroth, sind Gegenstand der vorliegenden, ansprechend in einem schmalen Bändchen aufgemachten Untersuchung. Weil thematisch nah verwandt (und im 104 Titel umfassenden Literaturverzeichnis

nicht aufgeführt), sei hier auf nur zwei Veröffentlichungen hingewiesen: *Günter Heinitz*: Die «Baiersdorfer» Krenhausierer. Eine sozial-geographische Untersuchung. Erlangen 1971 – *Adam Pranda*: Die slowakische Rastelbinderei. In: *Ethnologia Slavica* XVII (Pressburg 1985); vgl. dazu auch: *Hans Werner Bousska* (Bespr.): *Ethnologia Slavica* XVII (Pressburg 1985), in: SAVk 84 (Basel 1988), S. 116–118, bes. S. 117. Die ungünstigen landwirtschaftlichen Bedingungen zwangen auch hier die Bewohner zu einer neuen gewerblichen Beschäftigung, im ersten Fall im sonder-, im zweiten im nichtagrarischen Bereich.

Die wohlthuend übersichtlich und äusserst differenziert gegliederte Arbeit schickt dem Hauptteil eine historische, geographische, ökonomische und soziale Einführung über die Eifel im allgemeinen (u.a. Besitzverhältnisse, Bodennutzung, Missernten, Auswanderung, Industrialisierung; S. 4–23) und über den Ort Neroth im besonderen (u.a. Geschichte, Lage, Menschen, Landwirtschaft, Armut, gewerbliche Erwerbsmöglichkeiten, Bevölkerungsentwicklung; S. 24–36) und ein Kapitel über Lösungsversuche zur Krisenbewältigung (traditionelle Strategien, Zigeuner als Vorbild, Einführung des Drahtwarengewerbes in Neroth; S. 37–47) voraus. Besonders erschütternd: Zwischen 1840 und 1871 registrierten die Eifeler Meldebehörden nicht weniger als 24 333 Auswanderer (wovon allein 80% aus der Landwirtschaft kamen), darunter die 66 Einwohner des Dorfes Allscheid, die 1852 geschlossen ihre Heimat mit dem Ziel Nordamerika verlassen hatten.

Im Hauptteil schliesslich wird in chronologischer Reihenfolge (1830–1885; 1885–1918; 1918–1960, eigentlich bis 1979; vgl. S. 123) das Nerother Drahtwarengewerbe in seiner *Entwicklung*, seinem *Produzenten-* und *Abnehmerkreis*, seiner *Sachkultur* (Rohstoffe, Arbeitsplatz, Werkzeuge, Technik, Produkte), seinem *Vertrieb*, seinen *sozialen Auswirkungen* und seinem *wirtschaftlichen Niedergang* präzise und detailliert untersucht (S. 48–126). In abschliessenden Kapiteln befasst sich die Autorin mit dem Nerother Hausierergewerbe und seinen Hausierern (S. 127–141, 162–168) sowie mit den «Entwicklungshelfern» des neu eingeführten und doch unterstützungsbedürftigen Gewerbes (S. 142–161).

Erfindung, Entwicklung, Herstellung und Vertrieb der neuartigen, damals hochmodernen, technisch ausgereiften und hygienischen Nerother Mausefallen, die im Gegensatz zu bisher keine Holz-, sondern Draht- und keine Tötungs-, sondern Fangfallen (die Tiere wurden unblutig ertränkt!) waren, prägten (weit über) 130 Jahre lang Geschichte und Geschicke eines Dorfes und sicherten die Existenz seiner Bewohner. Ein Paradebeispiel für Überlebensstrategien von Hunger, Not und Tod bedrängter Menschen in Zeiten strukturbedingter wirtschaftlicher und sozialer Veränderungen in einer sich ständig wandelnden Welt!

Helmut Sperber

BALZ SPOERRI: Studien zur Sozialgeschichte von Literatur und Leser im Zürcher Oberland des 19. Jahrhunderts. Bern: Lang 1987. 368 S., Tab. (Zürcher Germanistische Studien, 10).

Die Bedeutung der Schrift und der Schriftlichkeit ist seit einiger Zeit ein komplexes Thema diverser wissenschaftlicher Disziplinen – wie Linguistik, Germanistik, Geschichte, Volkskunde, Soziologie und Philosophie – und dabei als kulturelles Phänomen mit weitreichenden Folgen interdisziplinär diskutiert und untersucht worden. Die Frage nach den Folgen der Schriftlichkeit ist ein Brennpunkt in der Forschung: Was bedeutet für den einzelnen in einer Gesellschaft die kulturelle Tatsache, dass ein Grossteil von Kommunikationsweisen via Lesen und Schreiben organisiert ist und für die Lebensbewältigung geradezu zwingend wird?

Balz Spörri hat mit seiner Zürcher Dissertation einen weiteren Beitrag zu dieser Frage geleistet und sehr viel Material aus einer Region, dem Zürcher Oberland, zusammengestellt, um den Prozess der Literarisierung darzustellen und in seiner sozialen und individuellen Bedeutung zu verstehen. Das Vorgehen, dessen sich der Autor bedient, ist literatursoziologisch, indem die Ausdehnung der Schrift mit vielen anderen Dokumenten aus Ökonomie, Politik und Kultur konfrontiert wird.

Der Anspruch der Arbeit ist also recht hoch: Die Zunahme der «verständlich Lesenden» – was im Prozess der Literarisierung bezeichnet ist – soll innerhalb des gesellschaftlichen Ganzen betrachtet und untersucht werden. Und, um es gleich vorwegzunehmen, das Resultat ist beachtlich, da in einer breiten Vielfalt das Ineinander von sozialer Lage und kulturellem Verhalten im Umgang mit der Schrift zur Darstellung kommt. Dieser Erfolg ist sicherlich der untersuchten Region, dem Zürcher Oberland, zuzuschreiben, das einerseits interessante und aussagekräftige Quellen, insbesondere im 19. Jahrhundert, produziert und überliefert hat, das andererseits bereits durch die Pionierarbeiten von Rudolf Braun sehr gut erforscht ist. Zusätzlich ist es aber auch der geübte Blick von Spörri, die verschiedensten kulturellen Daten auf übergreifende Entwicklungsabläufe hin zu betrachten und dabei die grundlegenden Impulse von der Aufklärung hin zum Schulobligatorium und zur Republik Schweiz, ebenso von der Industrialisierung hin zu den Fabrikanten-Interessen und zur Arbeiterbewegung im Auge zu behalten.

Die Quellen, die dabei benutzt werden, sind derart vielfältig, dass einige kurz vorgestellt seien, um das reichhaltige Material zu veranschaulichen:

- Briefe, Tagebücher, Lebensgeschichten und literarische Texte von Autoren und Autorinnen aus dem Zürcher Oberland des 19. Jahrhunderts belegen die Produktivität von Schreibenden, deren Themen praktisch ausnahmslos aus der gemeinsamen Realität entnommen sind und wenig Neigung zur Fiktion aufweisen.

- Berichte von Visitatoren, Akten von Schulinspektoren, Lehrmittel, Verzeichnisse von Schulbibliotheken, Schulsynoden und Schulordnungen sowie Vernehmlassungen dokumentieren die Bemühungen, von oben den Prozess der Literarisierung voranzutreiben. Als sehr nützlicher Fundus für genauere Angaben über die Ausdehnung der Schriftlichkeit erweisen sich die Erhebungen der Pädagogischen Rekrutenprüfungen (seit 1875), die die Fähigkeiten im Umgang mit den Kulturtechniken Lesen/Schreiben festgestellt haben wollten und statistisch interessante Auskünfte über sozialen Status und Schriftlichkeit erteilen. Ausgeblendet bleibt hier aber – was durch andere Quellen kaum kompensiert werden kann – die grosse Gruppe der Frauen als Lesende und Schreibende.

- Protokolle von Lesegesellschaften, Verzeichnisse von Bibliotheken und Berichte des Vereins für Verbreitung guter Schriften (abgekürzt: VfVgS) beleuchten die Träger einer Lesekultur, die sozial recht homogen aus Angehörigen der «handwerklich-kleinbürgerlichen Schicht» zusammengesetzt ist; der literarische Geschmack der typischen Lesegesellschaften wandelt sich im Laufe des 19. Jahrhunderts von einem politischen und demokratischen Interesse zu Beginn in ein reines Unterhaltungsbedürfnis mit nationaler Hervorhebung am Ende. Was in den 90er Jahren insbesondere im VfVgS dazukommt, ist ein erklärter Kampf gegen sogenannte «Schundliteratur» als Gift für die Armen.

Die Quellen tragen dazu bei, den Prozess der Literarisierung in seinen grundlegenden Elementen zu veranschaulichen, in dem auf gut literatursoziologische Weise die literarischen Verhältnisse in die Pole Produktion–Distribution–Rezeption zerlegt werden. Dabei kommen insbesondere zur Distribution neue Fakten hinein, indem etwa der Kolporteur als Agent von lokalen Buchhandlungen oder Gemischtwarenhändlern insbesondere durch den Postversand und die Lieferungsromane aus der Welt geschafft wird.

Das viele Material, das Spörri zusammengetragen hat, birgt eine Gefahr in sich: dass nämlich vor lauter Bäumen der Wald nicht mehr sichtbar ist. Insgesamt muss gesagt werden, dass die Arbeit dieser Gefahr nicht erlegen ist, auch wenn gelegentlich die vielen Zitate und Quellen den Sachverhalt eher auswalzen als typisieren, doch bleiben dies Einzelfälle.

Eine Stärke der Arbeit scheint mir gerade auch das Interesse an theoretischen Einsichten zu sein, die sich in der Reibung mit dem vielfältigen Material herausbilden und die regionale Eigenart der zürcheroberländischen Literarisierung mit dem universalen Prozess der Verschriftlichung vermitteln. Zu kurz kommt dabei eine Diskussion der interdisziplinären Forschungslage, insbesondere die Berücksichtigung der

grundlegenden Beiträge aus der Linguistik, was jedoch durch präzise, verallgemeinerte Resultate wettgemacht wird. Deren zwei seien abschliessend vorgestellt:

– Literarisierung erfolgt als Moment eines übergreifenden Wandels von Modernisierung und Zivilisation; sie veranschaulicht die Verschiebung vom einen Buch der Wahrheit, von der Bibel, zu vielen Büchern des Zweifels und Infragestellens, zu den literarischen Texten, und kennzeichnet damit den Vorgang der Säkularisierung.

– Literatur dient insbesondere zur sozialen Differenzierung von einzelnen Berufs- und Schichtgruppen; sie hilft mit, den Geschmack herauszubilden, der als unterscheidendes Merkmal für den sozialen Status nützlich und sinnvoll wird.

Derartige Einsichten verleihen der Dissertation einen haltbaren Charakter, der durch die Materialfülle zusätzlich gesichert ist.

Peter Morf

JÜRGEN KÜSTER: Heiligenfeste im Brauch: von Dreikönig bis St. Stephan. Mit vielen volkskundlichen Abbildungen. Freiburg / Basel: Herder-Verlag 1988. 160 S. (Herder Taschenbuch, 1518).

Für dieses Taschenbuch hat Küster aus dem umfangreichen Heiligenkalender 25 Feste herausgegriffen, deren Brauchtum sich (im deutschsprachigen Raum) teils allgemein, teils nur lokal entwickelt, durchgesetzt und erhalten hat. Zur ersten Gruppe gehören u.a. Die Hl. Drei Könige (6. Januar), St. Valentin (14. Februar), St. Christophorus (25. Juli), St. Martin von Tours (11. November) und St. Nikolaus (6. Dezember), zur zweiten St. Gangolf (11. Mai), St. Englmar (Pfingstmontag), St. Lullus (16. Oktober) und St. Eligius (1. Dezember). Diese Auswahl bietet dem Autor die Möglichkeit, die Entstehung, Entwicklung und Verbreitung des Brauchtums aus Geschichte, Legende, Liturgie und Ikonographie der Heiligen unter verschiedenen kulturellen, ökonomischen, verkehrsmässigen, kirchlichen und politischen Verhältnissen darzustellen. Interessant sind dabei besonders die neueren Brauchgestaltungen, die sich u.a. auch aus volkskundlichen und heimatgeschichtlichen Anregungen oder aus folkloristischen und touristischen Bestrebungen ergeben haben. Zwei Beispiele von politischen Einwirkungen neueren Datums: Die Nationalsozialisten haben den Brauch des Leonhardireitens (um den 6. November) 1933 in Schliersee umfunktioniert, in Hundshaus (Miesbach) neu eingeführt; dagegen kam der «Stralauer Fischzug» (um St. Bartholomäus, 24. August) in Berlin wegen des Mauerbaues trotz fördernder Massnahmen zum Erliegen. Ein schönes Beispiel von Brauchmodernisierung bietet die Christophorus-Autoweihung in St. Christoph bei Steinöring (Obb.) um den 25. Juli, die einen Umritt mit Pferdeseignung abgelöst hat, und zwar auf die Anregung eines Chauffeurs hin, der die Autoseignung in St. Christoph bei Wien kennengelernt hatte. Das Dutzend Bilder enthält zumeist wertvolle Fotos von eher unbekanntem Brauch (z. B. Englmarsuchen, Lullusfeuer, Steinigung des hl. Stephanus beim Stephaniritt in Erhating). Zwei Kapitel «Zur Entstehung des Heiligenkultes» und «Zur Entstehung der Brauchkultur an den Festtagen der Heiligen» dienen der Einführung in die Einzeldarstellungen, bieten aber auch eine gewisse Zusammenfassung. Den praktischen Gebrauch erleichtert eine Terminübersicht der Bräuche.

Walter Heim

FRANTIŠEK GRAUS: Pest – Geissler – Judenmorde. Das 14. Jahrhundert als Krisenzeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987. 608 S. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 86).

Um es vorweg zu sagen: Wir haben hier eine in ihrem geradezu enzyklopädischen Wissensreichtum im höchstem Masse beeindruckende Studie vor uns, die – nicht nur – jeder volkskundlichen Bibliothek wärmstens zur Anschaffung empfohlen sei. Spannend zu lesen, folgt der Text einem Gedankengang, der die Freilegung von «Beziehungsbündeln» vornimmt, wodurch selbst die in der Lektüre des üppigen Fussnotenapparates nachvollziehbare Materialaufhäufung nirgends zum Selbstzweck gerät. Doch nicht nur aus der Vermittlung von Zusammenhängen, sondern besonders aus den wahrlich imposanten Quellen- und Literaturmengen werden die Leser jenen

grossen Nutzen ziehen, der das Buch auf lange Sicht als Standardwerk auszeichnen wird (nicht zuletzt deshalb allerdings sollte der insgesamt sorgfältig präsentierte Text vor einer nächsten Auflage nochmals Korrektur gelesen werden.)

Graus gliedert sein Werk in fünf Blöcke von unterschiedlichem Umfang. Im ersten Teil geht es um die Pest und die Geisslerzüge (S. 13–59). Neben Hunger, Teuerung, Münzentwertung, Fehden, Kriegen usw. gehörten im 14. Jahrhundert auch die Epidemien zu den Faktoren ständiger Bedrohung. Besonders «die Pestwelle der Jahre 1348–1350 war ein 'Sterben', das das übliche Mass von Seuchen übertraf und allgemeines Grauen verbreitete» (S. 30). Die durch die Pest ausgelösten Erschütterungen wurden zwar als Katastrophe erlebt, aber sie bilden in den Augen des Autors – in Abgrenzung zu anderen Historikern – keineswegs die entscheidende Zäsur in der Mentalität des Spätmittelalters. «Schwerwiegende demographische, politische und wirtschaftliche Änderungen bahnten sich bereits vor der ersten Pestwelle an [...]; bisher stabile Werte gerieten zuweilen ins Wanken» (S. 35). Zwar habe die Pest in vieler Hinsicht Auslöserfunktion gehabt, doch sei die Genese des mit ihr verbundenen Krisengefühls komplex zu fassen. Eben diese Katastrophenstimmung war es, welche die Geisslerzüge des Jahres 1349 hervorbrachte. Ihre Bezeichnungen als «cruce signati» bzw. «flagellatores» erhielten sie wegen ihres roten Kreuzzeichens an den Hüften bzw. wegen ihrer spektakulären Bussübungen. Graus beschreibt detailliert die kurze Geschichte der Geisslerzüge von 1349 und analysiert deren Ritual (das Niederwerfen – die Geisselung – die Kollekte – die «Predigt» in Form der Verlesung des sog. Himmelsbriefes – der Bericht über die Pest). Weder war die Geisslerbewegung spontan, noch ging sie von den Unterschichten aus; die Geissler waren auch nicht offen antiklerikal, sondern höchstens versteckt, und zwar insofern, als «sie durch ihr Vorgehen klar zu verstehen gaben, der Klerus könne seine sakralen Funktionen nicht mehr 'richtig' erfüllen» (S. 57). Ihre provokativen Gesten richteten sich an Gott; doch das Flehen blieb unerhört – die Pest nahm ihren Lauf. «Als Empfänger dieser Provokation fühlte sich die Kirche in ihren Repräsentanten» (S. 59).

Teil zwei wendet sich nun ausgiebig dieser für das Verständnis sämtlicher sozialer Phänomene der Zeit zentralen Institution zu (S. 61–153). Es ist an dieser Stelle unmöglich, den ausgesprochen differenziert und aspektreich dargestellten Passus in Kürze zusammenzufassen: Nur soviel – das System und die Gesellschaftslehre der Kirche befanden sich in vielfältigen Widersprüchen, die tiefe Krise und das Versagen der Institution äusserten sich unter anderem in offener Pfaffenfeindschaft. Zugleich verschärfte sich die Dämonisierung diverser gesellschaftlicher Gruppen bzw. Praktiken, etwa der Magie, denen man ein Paktieren mit dem Teufel unterstellte. «In so einer Zeit der Unsicherheit, der Bedrohung traditioneller Werte war es naheliegend, überall nach Schuldigen, zumindest nach Verbündeten des grossen Widersachers zu suchen» (S. 152). Vielen Zeitgenossen galten «als der ideale Sündenbock für alle Übel [...] die Juden, die in der Mitte des 14. Jahrhunderts zu Opfern der umfassendsten Pogromwelle des Mittelalters wurden» (S. 153).

Davon handelt der dritte und ausführlichste Teil des Bandes (S. 155–389). Die Analyse der Pogrome von 1348 bis 1350 gewinnt dadurch an Eindringlichkeit, dass der Autor mit geradezu 'anatomischem' Blick das Wirken der politischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Kräftefelder herausarbeitet, die Rollen der Akteure aufdeckt und die Situation der Opfer rekonstruiert. Die Darstellung der Mechanismen und der Maschinerien des Mordens löste beim Rezensenten ein Erschrecken aus, das zum einen aus der enormen historiographischen Dichte resultiert, zu welcher der Verfasser vordringt, das zum anderen aber auch aus dem Umstand herrührt, dass der historische Gegenstand paradigmatischen Charakter annimmt. Graus handelt den Umfang und den Verlauf des «Judenschlagens» äusserst differenziert ab und unternimmt den Versuch einer Typologie, wobei jedoch gegenüber jeder Art der Verallgemeinerung höchste Skepsis beibehalten wird. Die Pogrome waren häufig minutiös vorbereitet, und selbst Karl IV. – als oberster «Judenherr» – konnte aufs Perfideste zu den Initiatoren gehören. Die Pogrome waren, was ihre Begründung und Durchführung betrifft, in starkem Masse ritualisiert, und sie breiteten sich eindeutig von Epi-

zentren aus. Eine Vielzahl von Faktoren stand hier miteinander in Beziehung; Beziehungen, die, vorsätzlich und systematisch hergestellt, eine Dynamik entwickelten, welche das «Programm» des Mordens steuerte. In diesem Zusammenhang kommt der – erst am Schluss des Bandes klar abgesteckte – Begriff des «Beziehungsbündels» zum Tragen: Er meint, in Anlehnung an strukturalistische Terminologie, die durchaus variable Assoziation von Elementen, die bestimmten Prozessen oder auch Zuständen (etwa dem Krisengefühl) zugrundeliegt.

Geradezu standardisierte, gezielt unter die Leute gebrachte «Begründungen» sollten die Judenfeindschaft rechtfertigen: Zu nennen sind die Ritualmordfabel, die Unterstellung des Hostienfrevels, die vermeintliche Verschwörung der Juden und als Ausdruck davon die Fabel von der Brunnenvergiftung. Letztere erstarrte im Vorfeld der Pogrome von 1348 bis 1350 zu einem ständig wiederkehrenden Topos. Vor dem düsteren Hintergrund ihrer Instrumentalisierung für das spätmittelalterliche Vernichtungsritual nähme sich eine am Motivschatz der Fabel stehenbleibende volkskundliche Erzählforschung beinahe zynisch aus. Der Verfasser schliesst diesen Komplex mit Ausführungen über die Folgen der Pogromwelle und kommt zu dem Ergebnis, dass in diesen Jahren in der Tat die nachhaltige gewaltsame Zerstörung jüdischer Stadtkultur eingeleitet worden sei. Die Juden seien als «Blitzableiter» missbraucht worden, und es habe sich ein fataler Zirkel von Stereotypenbildung und Menschenvernichtung etabliert.

Teil vier handelt von sozialer Unrast und von Aufständen im 14. Jahrhundert. Städtische und ländliche Verhältnisse sind in diesem Zusammenhang zu unterscheiden, und es ist nach Ansicht des Verfassers vor allem geboten, jene Schichtungsmodelle zu vermeiden, die aus neuzeitlichen Gesellschaften abstrahiert wurden, wie man gleichermaßen sich davor zu hüten hat, die mittelalterlichen Gesellschaftsformen romantisierend-retrospektiv zu homogenisieren. Graus treibt in diesem Teil – sichtlich zögernd – den Versuch einer Systematisierung und Typisierung am weitesten, wobei der Eindruck der Vielschichtigkeit keineswegs zugunsten von verkürzenden Generalisierungen verloren geht. Es ist dem Autor gerade hier wie im fünften zusammenfassenden Teil zu danken, dass er trotz seines grossen Respektes vor dem jeweiligen «Sprechen» der Quellen seine eigene Fragestellung, seinen roten Faden und seine Methode pointiert. Aufeinander verweisende, aber mitnichten monokausal miteinander verbundene Parallelsysteme werden auf der Grundlage des gesellschaftlichen und mentalen Rahmens der Zeit analysiert. Weniger Ergebnis als Fluchtpunkt der Studie ist das Krisengefühl und die Krisenlage des 14. Jahrhunderts. Das Ergebnis verteilt sich sozusagen über den gesamten Text, in Form bündiger Erörterungen, vom Rezensenten äusserst dankbar entgegengenommener Quellen- und Literaturschätze, abgerundet durch eine ausgiebige Bibliographie und ein Register, das diese Schätze auch für den Nachschlagenden erschliessbar macht. Andreas Hartmann

KLAUS ROTH (Hg.): Handwerk in Mittel- und Südosteuropa. Mobilität, Vermittlung und Wandel im Handwerk des 18. bis 20. Jahrhunderts. München: Südosteuropa-Gesellschaft 1987. 237 S., Abb. (Südosteuropa-Studien, 38).

Als Heft 38 der Südosteuropa-Studien ist unlängst von Klaus Roth (Hg.) ein Sammelband zur Handwerksforschung vorgelegt worden, dessen zentrales Thema die «Mobilität im Handwerk» behandelt.

Die insgesamt 14 Beiträge basieren auf dem 1985 in München durchgeführten interdisziplinären Symposium zum Thema «Handwerk in Mittel- und Südosteuropa im 18.–20. Jahrhundert», an dem Wirtschafts- und Sozialhistoriker, Nationalökonom, Volkswundler, Handwerksforscher sowie Praktiker aus Ungarn, Rumänien, Bulgarien, der Türkei, DDR, Schottland, Österreich und der Bundesrepublik Deutschland teilnahmen.

Mobilität als Leitthema – ganz im Gegensatz zu der noch vielfach tradierten Sichtweise eines eher statischen Handwerksgefüges – thematisiert «... – als Folge räumlicher Mobilität – die Vermittlungsfunktion des Handwerks zwischen Stadt und Land,

zwischen verschiedenen Regionen, zwischen Ländern und Grossräumen, wobei hier die Beziehungen zwischen Mitteleuropa und der Balkanhalbinsel im Vordergrund stehen sollen; zum anderen verdient die schwierige, infolge der sozialen und geistigen Mobilität vielfach erfolgreiche Anpassung des Handwerks an die durch die Industrialisierung veränderten Bedingungen Beachtung» (S. 7).

Zwar gelingt es dem Sammelband nicht – angesichts der Dimension des Leitthemas – umfassende Analysen vorzulegen, doch ist es sein Verdienst, in exemplarischer Weise über Mobilität und Wandel im Handwerk des 18. bis 20. Jahrhunderts wichtige Erkenntnisse bereitzustellen; hierbei ergänzen sich die Einzelbeiträge in hervorragender Weise.

Ohne an dieser Stelle auf die interessanten Einzelbeiträge eingehen zu können, bleibt allgemein festzuhalten, dass das Gewicht der Publikation bei seiner thematisch konkreten Ausrichtung liegt. So behandeln z. B. vier sich ergänzende Beiträge Aspekte der ökonomischen, sozialen und kulturellen Entwicklung unter dem Einfluss der Mobilität von Lehrlingen, Gesellen und Meistern. Eine Reihe anderer Beiträge behandelt die Vermittlungsfunktion des Handwerks unter Gesichtspunkten der Tradierung von Wissen und Fertigkeiten, handwerklichen Organisationsformen sowie kulturellen Techniken bis hin zu Formen der Auseinandersetzung des Handwerks mit der sich entwickelnden Industrieproduktion im 19. und 20. Jahrhundert.

Der Publikation ist das Verdienst zuzuschreiben, dass sie das für die Handwerksforschung in Südosteuropa so wichtige Forschungsfeld der Mobilität und der Wandlungsfähigkeit in ihrer ökonomischen, kulturellen, technischen und organisatorischen Dimension dezidiert herausarbeitet. Dies ist positiv festzustellen, z. B. im Vergleich mit den Publikationen der internationalen Veszpremer Handwerks-geschichtlichen Symposien, deren Schwerpunkt ebenfalls auf der Erforschung der Handwerks-geschichte in Südosteuropa und den Beziehungen zu Mitteleuropa liegt.

Diese von Klaus Roth herausgegebene Publikation überzeugt aufgrund der thematischen Verklammerung der Einzelbeiträge; es liegt ein Sammelband vor, der wichtige Ergebnisse zur Erforschung von Mobilität, Vermittlung und Wandel im Handwerk des 18. bis 20. Jahrhunderts vorlegt.

Eine Publikation also, die nicht nur für die Südosteuropa-Forschung von Interesse ist, sondern in der allgemeinen Handwerksforschung Beachtung finden wird.

Volker Rodekamp

KAI DETLEV SIEVERS (Hg.): Friedenszeiten und Kriegsjahre im Spiegel zweier Lebenserinnerungen. Sophie und Fritz Wiechering berichten. Münster: Copenrath 1984. XIV + 394 S., Abb. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 37).

Ein gewichtiger Titel, der irreführt. Zwei Familienmitglieder, Mutter und Sohn, haben ihre Lebensgeschichten aufgeschrieben, was auch nicht ganz stimmt. Denn der Sohn Fritz Wiechering hat die Lebenserinnerungen seiner Mutter Sophie Wiechering (1871–1937), die sie ein Jahr vor ihrem Tode selbst niederschrieb, irgendwann überarbeitet. So strich er ihre ausführlichen und kritischen Auseinandersetzungen mit historischen Ereignissen und mit der Kirche, «da dies nicht unmittelbar mit ihrem Leben in Zusammenhang stand», wie der Herausgeber vermerkt. Was blieb, ist die Lebensgeschichte einer Kleinbäuerin aus dem nördlichen Westfalen, die aus der Sicht einer Tochter von «Heuerlingen» – ihre Eltern hatten bestimmte Tage auf dem Meierhof zu arbeiten und bewirtschafteten nebenbei zwölf Morgen Land – den Alltag zu Hause und im Dorf eindrücklich schildert. Die weibliche Perspektive dominiert auch nach der Heirat mit einem arbeitsamen, eigenwillig-hitzigen Kleinbauern, etwa wenn sie während der Zwangswirtschaft im Ersten Weltkrieg und in der Hungerzeit danach tatkräftig schummelte und mit den Hamsterern tauschte oder sich für den Sohn schlug, der Lehrer wurde und eine «Stadtfratze» heiratete. Trotz der Kürzungen wird deutlich, dass sie deutschnational eingestellt war, erst recht während der Weimarer Republik.

Von familiären Dingen oder gar von seiner Beziehung zur Ehefrau hat der Sohn

Fritz Wiechering (1896–1972) in seinen Erinnerungen nichts festgehalten. Er konzentrierte sich ganz auf seine berufliche Erfolgslaufbahn, die im Zweiten Weltkrieg nahtlos weitergeht. Seine Aufzeichnungen enden mit der Heimkehr aus russischer Gefangenschaft im Jahre 1947. Eine Mitläuferbiographie? Politik bleibt weitgehend ausgeblendet. Seine Beziehung zum Nationalsozialismus resümiert der ehemalige Marineoberfachschullehrer und Luftschutzreferent in der Kriegsmarine sowie spätere Mittelschullehrer folgendermassen: «Aber ein bisschen stolz bin ich doch, dass ich diesem Hitler nicht ins Garn gegangen bin, wenn ich es auch nicht laut sage und herausstelle wie manche, weiss ich doch auch, wie viele ehrliche Menschen aus innerer Überzeugung glaubten, ihm im vaterländischen Sinne folgen zu müssen und danach ebenso offen und ehrlich bereuten, dass sie sich täuschen liessen» (S. 291).

Zu Recht bemerkt der Herausgeber, dass Autobiographien als «historische Quellen kritisch zu bewerten» sind. Dem kommt er nicht nach. Er hat Spuren, die individuelles Leben von der Kaiser- bis zur Trümmerzeit bezeugen, gesichert, zu begreifen und zu verstehen sind diese so aber noch nicht. «Nur das Verstehbare ist auch veränderbar» (Utz Jeggle). Auch in der Heimatkunde. May B. Broda

RUDOLF SCHENDA: Folklore e letteratura popolare. Italia – Germania – Francia. Roma: Istituto della Enciclopedia Italiana Treccani 1986. VIII + 389 p. (Bibliotheca Biographica, sezione Storico-Antropologica).

Nell'introduzione alla presente raccolta, uscita nella sezione storico-antropologica della «Bibliotheca Bibliographica» presso l'Istituto della Enciclopedia Treccani, con una dedica implicita all'etnologo italiano Giuseppe Cocchiara, Rudolf Schenda sembra voler offrire al lettore una chiave di lettura per questi suoi studi sul folklore e la letteratura popolare. Gli studi vengono presentati infatti come un tentativo di risposta al problema della definizione del termine «popolare» e quindi dell'identificazione del «popolo» che di volta in volta recepisce i differenti «materiali di lettura». Questo interrogativo elementare eppure spesso ignorato o mal posto nell'ambito delle ricerche folkloriche, percorre i tredici studi qui raccolti che scandiscono vent'anni dell'attività scientifica dello studioso: più evidente, anche se non risolto, negli studi a carattere meramente teorico-metodologico; sommerso dalla massa dei materiali, eppure determinante ai fini della loro selezione e del loro ordinamento, in quelli incentrati su di un tema specifico. Facendo il punto sulla questione metodologica Schenda mette infatti in discussione quegli studi sul folklore – sia tedeschi che italiani – che non hanno potuto svilupparsi nella giusta misura, soffocati com'erano da un lato da una critica letteraria prepotente – quella che Schenda definisce «dominante» – e dall'altro dalla radicata e pesante eredità romantica, per lasciare insorgere il produttivo disordine che prelude la rifondazione dei principi. Su quello che si profila come un vero e proprio percorso di guerra, Schenda conduce con instancabile acribia la sua lotta, non tanto per la riscoperta di singoli autori o singole opere, quanto – anche nel caso degli studi su Basile e Sue – di un loro riordinamento nel quadro di un'analisi storico-sociologica della letteratura popolare e del suo pubblico ancora tutta da scrivere.

Il capitolo che apre e quello che chiude la raccolta forniscono appunto l'impianto teorico-metodologico, il primo analizzando *I canali e i processi di circolazione della letteratura scritta e semiorale tra i ceti subalterni europei tra Settecento e Ottocento*, l'altro mettendo in luce i meccanismi di potere che determinano l'andamento e la stratificazione sociale della comunicazione letteraria. Ma gli studi più interessanti sono senz'altro quelli centrali in cui l'autore mete a fuoco segmenti geograficamente e storicamente delimitati della ricerca; quegli studi nei quali irrompe la massa selezionata eppure ancora strabordante dei documenti. È questo ad esempio il caso dello scritto su *Mostro di Ravenna*, la cui immagine, compiendo i tragitti più impensati, colpisce la fantasia popolare di mezza Europa, oppure quello dello studio delle *Lettere e Eugène Sue* dove la classificazione (parziale) dei mittenti rivela che quello che a lungo si era creduto essere il pubblico dei successi di Sue, un pubblico eterogeneo con una forte componente popolare, non era affatto tale e che allora erano piuttosto i colti, i lette-

rati, i borghesi a leggere Sue: coloro per i quali la critica sociale da lui esercitata costituiva una sorta di alibi. Di grande interesse sono poi anche i lavori di ricostruzione storico-sociologica di una ambiente, di un'epoca, di una situazione politica in relazione alla comunicazione letteraria e al «popolo» dei lettori: si tratta degli studi sui *Consumatori di testi popolari di lettura nel XIX secolo*, su *Critica e censura nei testi popolari del Vormärz*, sui *Materiali per una storia del commercio di immagini nell'Alto Reno*, sui *Testi popolari di lettura nella Francia del XIX secolo* e infine *Raccontare le fiabe – diffondere le fiabe. Cambiamenti nelle forme di comunicazione di un genere popolare*. Le ultime tessere infine di questo pur sempre incompleto mosaico sono i saggi sulla recezione della cultura popolare italiana in Germania (*Giovan Battista Basile in Germania e La disputa per la poesia popolare italiana. Sui rapporti culturali italo-tedeschi nel XIX secolo*) e quelli sull'attività degli studiosi tedeschi di cultura popolare in Italia (*Laura Gonzenbach e la sua raccolta di fiabe siciliane e La donna e il lavoro nelle fiabe siciliane raccolte da Laura Gonzenbach e Giuseppe Pitre*).

Molti degli scritti qui presentati sono dedicati all'Italia, un'Italia che l'autore si impegna a vedere e studiare, libero da pregiudizi e preconcetti: nel suo accanimento contro l'immagine del «buon selvaggio sensuale e privo di profondità» c'è infatti tutto lo zelo dello studioso tedesco che vuole rendere giustizia dei danni e delle storpiature perpetrati nei secoli dai suoi compatrioti e colleghi sull'immagine della penisola e della sua cultura.

La chiusura solo una nota critica riguardo alla traduzione dei testi, che rende purtroppo estremamente ostico un linguaggio già in origine non semplice perchè allusivo e pieno di giochi di parole, ma caratterizzato da una grande freschezza e disinvoltura. Queste qualità formali, che nel tedesco permettono di meglio assimilare la grande massa delle informazioni, vanno perse nella traduzione dove il testo risulta invece troppo spesso molto appesantito da faticosi e in genere mancati tentativi di resa. Peccato soltanto per questo bel libro che vuole mettere a disposizione del pubblico italiano alcuni prodotti di una ricca attività scientifica fornendo la testimonianza di un rigoroso e costante impegno.

Anna Ruchat

PAUL HUGGER (Hg.): Zürich und seine Feste. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 1986. 160 S., Abb., Tab.

Zu den vielen schon vorliegenden Festkalendern ein weiterer? Dieses Mal auf eine Schweizer Stadt bezogen? Eine solche Einschätzung würde dieser Veröffentlichung sehr ungerecht: Zwar orientiert sich die Gliederung an der Monatsfolge, aber nur exemplarisch und hervorgehoben.

Anstoss zu der Publikation gaben die Planungen für die 2000-Jahr-Feier der Stadt Zürich und der Wunsch, Volkskundler mögen die gegenwärtige «Festlandschaft Zürich» darstellen, als ein Zeichen der Initiative der Bevölkerung und eben nicht der Behörden.

In seiner Einleitung «Feste als Gradmesser der Vitalität eines Gemeinwesens» erläutert Paul Hugger in knappen Worten Intention und Vorgehen: Im Beobachtungsjahr 1985 wurden nur solche Feste für diese Dokumentation ausgewählt, die sich in der Öffentlichkeit abspielen, schon «eine gewisse Tradition haben» und sich jährlich wiederholen. Die Darstellung sollte informativ und anregend zu lesen sein, auf «gelehrte Pedanterie» verzichten, um «zu einem Vademecum der Zürcher Festkultur» zu werden.

Das Erfordernis der «Öffentlichkeit» – in diesem Zusammenhang weniger als Gegenstück zu «privat» denn zu «räumlich» und hier konkret auf die Strassen- und Saalveranstaltungen bezogen – soll ein wenig erörtert werden. Zum einen von den Autoren sicherlich nicht in bewusster Absetzung von geläufigen Terminologien und Systementwürfen wie «öffentliche und private Feste»¹ gemeint, zum anderen wohl

¹ Vgl. Andreas C. Bimmer: Zur Typisierung gegenwärtiger Feste. In: Hess Bll NF 4 (1977), 38–48, hier 40.

aber ähnlich «idealtypisch» verstanden, denn im komplexen Festgeschehen eines jeden gegenwärtigen Festes gibt es ein Draussen und ein Drinnen, die Vorbereitung, die öffentliche Darbietung auf der Strasse, die Fortsetzung im Saale, die Nachfeier usw., all das ist auch integraler Teil des Festes.

Paul Hugger leitet ein mit der vielleicht überraschenden Feststellung, dass gerade in einer Stadtlandschaft wie Zürich die Anzahl und Intensität der gefeierten Feste unerwartet hoch sei. Er führt dies u.a. darauf zurück, dass entgegen der Befürchtungen und Prognosen von Sozialwissenschaftlern und Urbanisten die «Auflösung bisher vertrauter Sozialstrukturen zugunsten einer anonymen Massengesellschaft» nicht ohne Gegenwehr geblieben sei: Auch die Grossstadtmenschen gingen gesellige und kulturelle Bindungen ein und zu den augenfälligsten zählten die Feste.

Es folgen mehrseitige Beschreibungen von 23 auch im Erhebungsjahr 1985 begangenen Zürcher Festen, geordnet in der Monatsfolge, jeweils einem Präsentationsraster unterzogen, vorgestellt von den Mitarbeitern des Volkskundlichen Seminars. Jeweils in knappen, aber ausreichenden Abrissen wird der festhistorische Hintergrund in seinem sozialen Umfeld dargestellt, es folgen Ablaufschilderungen, gegenwärtige Ausprägungen und nüchtern-treffende Fotografien. Hin und wieder angefügt werden Hinweise auf Feste mit verwandten Anlässen.

Die ausgewählten Feste selber sind schwer zu gruppieren, und sie spiegeln eindrücklich – wie Paul Hugger betont – «die breite Palette zürcherischer Sonderheiten wider» (S. 80). Es beginnt am 2. Januar mit dem «Bächtelistag» (Walter Betulius, S. 10–15), einem 340 Jahre alten Brauch der Ausgabe der «Zürcher Neujahrsblätter». Hier treten die wissenschaftlichen und künstlerischen Gesellschaften Zürichs in der Zentralbibliothek mit einer Publikation an die Öffentlichkeit, begleitet von Gesprächen, Festlichkeiten und gemeinsamen Mahlzeiten. Es folgen auch an anderen Orten bekannte Feste wie Fasnacht, Maisingen, 1.-Mai-Fest, Bundesfeier am 1. August, Elfter Elfster, Einzug des St. Nikolaus.

Stadtfeste wie Sechseläuten, Kollegiantenschiessen, Zürcher Knabenschiessen oder die Wollishofer Chläuse stehen für eher traditionelle Anlässe, Schreiner-Strassen-Fest, Industriequartier-Volksfest oder Zürcher Theater-Spektakel eher für gegenwartsorientierte Veranstaltungen regelmässiger Wiederkehr. Zwei jährliche Sportveranstaltungen wurden wegen ihres «Volksfestcharakters» trotz der eingangs erwähnten Beschränkung mitaufgenommen: «Züri Metzgete», ein Radrennen, und «Dä schnällscht Zürihegel», ein Jugendwettbewerb.

Besonders hervorheben möchte ich den Zeugnismarsch der Heilsarmee am Aufahrtstag (S. 58–63), weil es in der Fest- und Brauchliteratur m.W. nur sehr wenige Befassungen mit dieser 1865 in London gegründeten internationalen Vereinigung gibt.

Im Anhang folgt eine kalendarische Aufstellung weiterer Zürcher Feste, die dem Nicht-Zürcher den Eindruck vermittelt, dass es in dieser Stadt kaum ein Wochenende ohne mindestens ein Fest gibt. Die Literaturhinweise zu einigen der behandelten Feste erscheinen mir allerdings als sehr knapp.

Insgesamt überzeugt der Band durch seine nüchterne Darstellung, ohne «Uralt-Begründungs-Zwänge», bewusst kein Prachtband. Auch in Kürze erhält der Leser neben informativer Anleitung, gegenwärtige Feste beim «Mitfeiern» zu verstehen, einen guten Einblick in moderne volkskundliche Festforschung.

Andreas C. Bimmer

NATALIE ZEMON DAVIS: *Fiction in the Archives. Pardon Tales and their Tellers in Sixteenth-Century France*. Stanford/Cal.: Stanford University Press 1987. 217 S.

Unschuldig ging einer seines Weges, oder er sass friedlich bei Tische, schlug vielleicht glücklich sein Wasser ab oder schaute einem Fasnachtsspiel zu – da fiel plötzlich ein böses Wort, oder ein anderer hob den Arm, drohend, und dann lag auch irgendwo ein Messer, oder ein Degen hing unversehens im Gürtel, und obwohl das nur eine Verteidigungsgeste oder ein kleiner Denkartel sein sollte, blieb der andere

doch tot liegen mit irgendeiner klaffenden Wunde. So ungefähr lautet das Streit-Strickmuster von Begnadigungsgesuchen des 16. Jahrhunderts, nach den Berichten der Betroffenen aufgesetzt von Notaren und gerichtet an den König von Frankreich. Diese für die Kulturgeschichte aufschlussreichen Petitionen hat die amerikanische Sozialhistorikerin aus den Nationalarchiven (AN, Paris) zu einer faszinierenden Studie zusammengefasst; sie zeigt vor allem, dass Gewalt in populären Erzählungen (Thema «Gewalt im Märchen»!) nichts Archetypisches an sich hat, sondern auf der kollektiven Erfahrung von tausendundeiner physischen Aggression der Vergangenheit beruht.

Frau Davis betont die alltäglich-realistischen Sinngehalte von diesen Rechtshändeln und die erzählerische Kraft sowohl der Delinquenten und Bittsteller wie auch der königlichen Beamten, die nicht nur ihre *Juridica*, sondern auch ihre Novellisten von Rabelais bis zu diesen oder jenen *Cent Nouvelles* studiert hatten. Auch das Volk war, so meint sie, erzählerisch geschult durch die Veillées; freilich wissen wir nicht, ob sie jedermann so zugänglich waren wie die sonntäglichen Predigten. Wenn die Leute gut erzählen und argumentieren konnten, warum dann griffen sie immer wieder diskussionslos zum Messer? Verhalten und gesetztes Recht klaffen hier noch stark auseinander; jeweils anders allerdings in der katholischen französischen Provinz und in der reformierten Stadtrepublik (Genève), anders bei Männern und Frauen, unterschiedlich sicher auch bei adligen und pöbligen Tätern. Die Körpersprache dominiert aber doch zumeist über die verbale Auseinandersetzung oder gar die Diplomatie: Das Störende wird mit der Klinge ausgemerzt, sei es im Schlachthaus oder auf dem Richtplatz, bei Hochzeit oder Erbteilung, am Würfeltisch oder im Lotterbett. N. Z. Davis stürzt uns hier mitten in den anhaltenden, aber doch sich verändernden Prozess, der letztlich zu einem stärkeren Gebrauch verbaler Konfliktsteuerung geführt hat. Wir sehen aber auch den Beginn der Novellisierung von *Tragica*, wie sie von Bandello über Jean-Pierre Camus bis zu Georg Philipp Harsdörffer und zu der späteren Kriminalliteratur geführt hat. Die fiktiven Morde überwiegen inzwischen bei weitem die realen (will man von den modernen Massakern absehen).

Rudolf Schenda

YVONNE SCHÄRMELI: Königsbrauch und Dreikönigsspiele im welschen Teil des Kantons Freiburg. Freiburg (Schweiz): Universitätsverlag 1988. 222 S., Abb., Karte, Tab. (*Germanistica Friburgensia*, 11).

Zu verschwundenem, vornehmlich vom 16. bis 18. Jahrhundert geübtem Schweizer Winterbrauchtum legt uns die Autorin ein interessantes, bis ins historische Detail hineingreifendes Werk vor. Es deckt einen territorial und zeitlich eingrenzbaaren brauchtümlichen Bereich ab, der stark in der Volksfrömmigkeit wurzelte, aber stets auch von Exzessen und Skandalen begleitet war. Ursprünglich wahrscheinlich einem Gelübde wegen Pest und Hungersnot entsprungen, wurde der Volksbrauch bald von Missbräuchen und Auswüchsen wie übermäßigem Alkoholgenuss und Völlerei, Streiterei und Tanzverbotübertretung eingeholt und musste deshalb von der Obrigkeit im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert verboten werden. Der burleske Auftritt von Narren im Königsbrauchtum zeigt dessen strukturelle Nähe zur Fasnacht, zugleich aber auch die Abwandlung eines der Liturgie entstammenden Rituals zu einer Schaubrauchvariation.

Die Zielsetzung der Untersuchung, aus dem gesamten, schwer durchschaubaren Brauchkomplex eine Differenzierung zwischen «Königreich» und «Dreikönigsspiel» herauszuarbeiten und die Charakteristika dieser Bräuche zu beschreiben, ist trotz paläographischen Schwierigkeiten gelungen. Komparatistisch stellt die Autorin das vornehmlich am Dreikönigstag praktizierte Brauchleben in Romont, Châtel-St-Denis, Greyerz, Freiburg, Estavayer-le-Lac und Bulle nebeneinander, um örtliche und chronologische Unterscheidungen aufzuzeigen. Die beste Exemplifikation war wohl dank günstigem Archivalienstand in Romont möglich. Da vermag die Arbeit

den Entwicklungsgang des religiös motivierten Dreikönigsbrauchtums am eindrücklichsten darzustellen. Hier war das «Königreich» anfänglich am 6. Januar ein Umzug mit gewähltem Stadtkönig und Stadtfährich. Die Übernahme dieser Ehrenämter kostete den der sozialen Oberschicht entstammenden Amtsträgern viel Geld für die Verköstigung der Umzugsteilnehmer und Speisung der Honoratioren. Im 17. Jahrhundert wurde das Ehrenamt des Stadtkönigs multifunktional: Zu dessen Ehren wurde auch an Neujahr und am Tag Mariä Himmelfahrt (15. August) ein Umzug durchgeführt. Missbräuche führten 1756 zur Aufhebung des Brauches. Aus dem «Königreich» entwickelte sich im 17. Jahrhundert das «Dreikönigsspiel» mit zwei Spielvarianten. Das «Herodesspiel» gelangte vor dem Schloss zur Aufführung, das «Krippenspiel» in der Kirche. Letzteres wurde durch ein «Hirtenspiel» erweitert. Unangenehm für den Träger wurde die Rolle des tyrannischen Herodes. Im reichen Repertoire der Spielrequisiten findet man auch einen auf einem gespannten Seil bewegbaren Bethlehemer Stern, der die Verwirklichung der Freude am technischen Prinzip aufzeigt. Charakteristisch für Châtel-St-Denis war der Empfang der Könige aus den umliegenden Ortschaften. Im «Königreich»-Umzug marschierte als Vertreter der Knabenschaft der Jugendkönig und als exotisches Element ein Mohrenkönig mit. Natursehnsucht verkörperte der «wilde Mann» im Greyerzer «Königreich».

Breiten Raum räumt Yvonne Schärmeli dem Freiburger Dreikönigsspiel ein. Das städtische Zunftbrauchtum wurde von der Berner Regierung nach der Reformation abschreckend als «Narrenwerch» titulierte, um die Berner Untertanen vom Spielbesuch in der Zähringer Schwesternstadt abzuhalten. Integraler Bestandteil beim Freiburger Dreikönigsspiel, dessen Durchführung von 1425 bis 1825 nachzuweisen ist, war die militärische Parade, die die Autorin als Erfüllung der militärischen Dienstpflicht zu orten vermutet. Die zurückhaltende Interpretation, der umfangreiche Verifikationsapparat, das sorgsame Tabellenwerk mit Datenangaben und die gezielten Ausgriffe in die einschlägige Fachliteratur machen das Buch lesenswert, auch wenn es von verschwundenem Brauchtum handelt.

Werner Röllin

VOLKSKUNDE UND NATIONALSOZIALISMUS. Referate und Diskussionen einer Tagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, München, 23. bis 25. Oktober 1986. Hg. von Helge Gerndt. München: Münchner Vereinigung für Volkskunde 1987. 333 S., Personenregister (Münchner Beiträge zur Volkskunde, 7).

Das Thema «Volkskunde und Nationalsozialismus» war als Sozialgeschichte einer «völkischen Wissenschaft», die seit dem 19. Jahrhundert ideologische Vorarbeit zum Nazismus geleistet hatte, bereits einmal am Anfang der 1970er Jahre (im Anschluss an Veröffentlichungen von Hermann Bausinger und vor allem durch die Dissertation von Wolfgang Emmerich) in der Bundesrepublik Deutschland diskutiert worden. Es waren damals viele der Fachkollegen, die den Nationalsozialismus als Erwachsene erlebt hatten, noch im Amt. Manche der groben Zurechtweisungen des «vorlauten Nachwuchses» – gerade auch von des Nationalsozialismus unverdächtigen Etablierten (Leopold Schmidt: «er beschäftige sich mit Dingen, die ihn nichts angehen») – zeigten nicht allein einen halsbrecherischen Umgang mit der eigenen Person in der Wissenschaftsgeschichte, sondern vor allem die aufgeladene Atmosphäre, in der vielfach während der Studentenbewegung in der Deutschen Bundesrepublik zwischen den Generationen über Fragen der jüngsten Vergangenheit gesprochen wurde. Der damalige volkskundliche «Nachwuchs» ist inzwischen längst überall im Amt und hat zum Glück immer noch ein Interesse an den Entwicklungen seiner Wissenschaft im Nationalsozialismus. Das dokumentiert in überzeugender Weise der vorliegende vom Veranstalter Helge Gerndt und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sorgfältig redigierte Band. Dieser gibt die zwanzig Referate und die Diskussionen (nicht als Protokoll, sondern als transkribierte Tonbandaufzeichnungen) einer Tagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde wieder, an der im Herbst 1986 ca. 250 Volkskundlerinnen und Volkskundler aus dem deutschsprachigen Raum (Bun-

desrepublik Deutschland, DDR, Österreich, Schweiz) und aus Italien teilgenommen haben.

Das Themenfeld war denkbar weit gespannt. Neben Vorträgen über das sozial- und ideologiegeschichtliche Verhältnis der institutionalisierten Volkskunde zum Naziregime standen Arbeiten zur Situation der deutschen Völkerkunde und Beiträge zu kulturpolitischen und wissenschaftspolitischen Institutionen, zur Entwicklung des Faches an einzelnen Universitätsinstituten und spezielle Arbeiten zum Verhältnis einzelner einflussreicher Fachvertreter zum Nazisystem. Alle diese Arbeiten verdienen eigentlich eine ausgiebige Auseinandersetzung, denn sie sind durch sorgfältige theoretische Vorüberlegungen, durch ausgiebige Literatur und teilweise auch bereits durch Archivstudien gekennzeichnet.

Für jemanden, der wie der Rezensent nicht an den Verhandlungen teilgenommen hat, fällt – neben dieser Qualität der Vorträge – eine durch Sachlichkeit und Zuhörerbereitschaft charakterisierte Atmosphäre auf, die sich eindrucksvoll im dokumentierten Teil der Diskussionen niederschlägt. Helge Gerndt hatte es in seinem Eröffnungsbeitrag unternommen, die Fragestellung der Arbeitskonferenz in den «zeitgeschichtlichen, fachgeschichtlichen und den erkenntnistheoretischen Zusammenhang» einzuordnen und dabei nachdrücklich vor «Schulduweisungen an Verstorbene» gewarnt. Aber bei einer so kleinen, auch über die Nazijahre hin stets als universitäre Kleindisziplin nur notdürftig etablierten Wissenschaft kann es nicht ausbleiben, dass auch Fragen nach der Geschichte nationalsozialistischer Verbände und wissenschaftlicher Institutionen zugleich dem Wirken einiger weniger Fachvertreter gelten.

Durch politische Bekenntnisse in den (zwischen 1933 und 1945 etwa 80–100) Programmschriften oder Propagandabroschüren und durch ihr nach aussen und innen gerichtetes Wirken als Partei- oder SS-Funktionäre haben sich die überzeugten Nationalsozialisten meistens selbst zu erkennen gegeben. So blieben die Fragen nach der Resistenz, nach den ideologischen Übereinstimmungen, nach Widerstand, Mitläufertum, Ehrgeiz und taktischem Kalkül der Vertreter einer «anderen Volkskunde», einer eher «unpolitischen» Wissenschaft. Hier bleiben auch nach dieser Tagung noch viele Fragen für die Zukunft offen; etwa die nach der Stellung der deutschen Volkskunde im internationalen Vergleich und im interdisziplinären Verhältnis. Wieviele volkskundliche Arbeiten entsprachen tatsächlich interdisziplinären wissenschaftlichen Gütekriterien? Vielleicht könnte auch eine Fachgeschichte fruchtbare Anregungen aus einer Erforschung der Vorurteile, Abneigungen und Ansichten, der Lebensverhältnisse und des alltäglichen Verhaltens der Bevölkerung in dieser Zeit und in der Nachkriegszeit gewinnen. Was *Hermann Bausinger* über Freizeitgestaltung und nationalsozialistische Volkstumsarbeit (dörfliche Kulturarbeit, Trachtenpflege, Tanzmusik) und *Christoph Daxelmüller* über die Wirkung von kulturellen Mustern wie Rassismus und Antisemitismus vorgetragen haben, das sollte in Zukunft als Beitrag zur Kulturgeschichte des Alltags im Nationalsozialismus weiter erforscht und auch zur Geschichte des Faches in Beziehung gesetzt werden.

Dass John Meier, um ein Beispiel zu nennen, «weder Nazi noch ein Antifaschist» war, erfahren wir nochmals aus dem interessanten Beitrag von *Anka Oesterle* (S. 83); auch dass er teilweise im Interesse des von ihm «geführten» Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde recht geschickt taktiert hat, wengleich es dem 40 Jahre jüngeren Harmjanz gelang, ihn rücksichtslos zu überspielen, als er ihm 1937 die Zeitschrift für Volkskunde aus der Hand nahm. Aber die Basis zu den wenigen Männern und den vielen Frauen aus dem Volke, die in den Kriegsjahren zu Hause waren, muss dieser grossbürgerliche Herr von 80 Jahren tatsächlich längst verloren haben. Sonst hätte er wohl nicht, noch 1½ Jahre nach Stalingrad, einen Monat nach der Invasion der Alliierten in der Normandie und bei einer überall im Reich hinlänglich bekannten aussichtslosen Lage im Osten (sowjetische Offensive in Karelien, Zusammenbruch der in der Sowjetunion kämpfenden Heeresgruppe Mitte in diesen Tagen) seine Schrift über die gewichtige Frage von «Ahnengrab» und «Brautstein» (S. 88) an Himmler geschickt. Am gleichen Tage (7. Juli 1944), an dem er seinen Brief schreibt, vermerken die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS «ausgespro-

chenen Pessimismus» unter der Bevölkerung und «unverkennbar ein langsames, aber stetiges Absinken der Stimmung» hinsichtlich der Frage des «Endsieges». Wem in der Bevölkerung war das Schicksal eines Naziführers vom Kaliber Himmlers nach einem verlorenen Kriege nicht klar?
Albrecht Lehmann

HANS MOSER: Volksbräuche im geschichtlichen Wandel. Ergebnisse aus fünfzig Jahren volkskundlicher Quellenforschung. München: Deutscher Kunstverlag 1985. 416 S. (Forschungshefte, hg. vom Bayerischen Nationalmuseum München, 10).

Hans Moser hat in den letzten Jahren mannigfache Ehrungen erfahren (Festschrift, Ehrendoktorat, öffentliche Feiern verschiedener Geburtstage, mehrere Verzeichnisse seiner Werke). Im jüngsten Sammelband zur Diskussion von Fach und Begriff «Volkskunde» (hg. von Helge Gerndt 1988) findet sich sein wichtiger Aufsatz «Gedanken zur heutigen Volkskunde» aus dem Bayerischen Jahrbuch für Volkskunde 1954 wiederabgedruckt. Mehr und mehr setzt sich in der Generation der Nachkriegs-Volkskundler die Erkenntnis durch, dass Hans Moser zu den entscheidenden Weichenstellern des Faches in der Gegenwart gehört. Auf seine unermüdlich erhobene Forderung, Entwicklungs- statt Ursprungsforschung zu treiben, wird heute jeder Volkskundestudent bereits im ersten Proseminar eingeschworen. Es kommt Hans Moser das Verdienst zu, diese Forderung bereits zu einem Zeitpunkt erhoben und in seinen Arbeiten realisiert zu haben, als sie in der Welt der Fachkollegen noch auf wenig Gegenliebe stiess und den öffentlich geäusserten Erwartungen an das Fach stracks zuwiderlief.

Die von Hans Moser praktizierte Arbeitsweise hat es erlaubt, die Disziplin Volkskunde zunehmend auf eine solide Quellengrundlage zu stellen. Durch die Einbeziehung des Verwaltungsschriftguts lässt sich die deutsche Volkskultur über die im grossen Atlasunternehmen abgefragte Erinnerungsschwelle des späten 19. Jahrhunderts hinaus noch bis zur Grenze von Mittelalter und Neuzeit zurückverfolgen. Klosterrechnungen, geistliche und weltliche Chronistik, theologisches und katechetisches Schrifttum und Werke der unterhaltenden Literatur erlauben gelegentlich noch ein weiteres Ausgreifen in die historische Tiefe. Moser hat nicht nur die Forderung auf eine systematische Erweiterung der Quellenbasis im rückschreitenden Erkennen gestellt, sondern hat vielleicht auch die Ergiebigkeit dieses Verfahrens in seinen Aufsätzen erprobt.

Das vorliegende Sammelwerk, das wir der Initiative von *H. Bausinger*, *W. Brückner* und *L. Kriss-Rettenbeck* verdanken, liefert den Beweis auf dem Felde der Brauchforschung. Die an unterschiedlichen Orten erschienenen Aufsätze wurden vom Autor meist durch umfangreiche Nachträge ergänzt, welche die mittlerweile geführte Diskussion reflektieren und neue Belege mitteilen. So entstand für den Sektor des Jahreslaufbrauchtums insgesamt so etwas wie ein Handbuch, das entscheidende Stationen behandelt: Advent und Weihnachtszeit (Klöpfelnächte, Perchtenlaufen, Sternsingen, Telkerner), Fastnacht und Osterzeit (städtische Fasnacht des Mittelalters, Pumpermetten, Osterei und Ostergebäck) und schliesslich den Umkreis von Pfingsten (Maibaum und Santrigl).

Als einer der ersten Volkskundler hat sich Hans Moser Gedanken über die bewusste Pflege überkommenen Brauchtums gemacht, über dessen Leben im zweiten und dritten Dasein («Vom Folklorismus in unserer Zeit» und «Der Folklorismus als Forschungsproblem der Volkskunde»). Diese Aufsätze der Jahre 1962 und 1964 haben mittlerweile eine ganze volkskundliche Arbeitsrichtung hervorgerufen, die ebenfalls einen nachdrücklichen Beleg für die Vordenkerfunktion des Autors abgibt. Der Hauptgewinn dieses Sammelbandes jedoch scheint mir darin zu liegen, dass er die Methoden volkskundlich-historischer Quellenermittlung und -analyse an immer neuen Themen demonstriert und die Erkenntnis von Chancen und Blockaden kulturellen Schaffens je nach den umfassenden Rahmenbedingungen des menschlichen Lebens in unterschiedlichen Zeiten beständig aufs neue verdeutlicht. Der Strauss von überzeugenden Ergebnissen wird hoffentlich viele zu eigenen Bemühungen in dieser Richtung stimulieren.
Walter Hartinger

PIROSKA WEINER: Geschnitzte Lebkuchenmodel. Übers. von Ferenc Gottschlig. Budapest: Corvina Kiadó 21981. 56 S., 44 Schwarzweiss- und 8 Farbfotos, Bibliographie und Verzeichnis der Tafeln.

Holzmodel wurden seit dem 16. Jahrhundert dazu verwendet, Honigkuchen in Form zu pressen und mit figürlichen Negativmustern zu versehen. In Ungarn überlebten schöne Sammlungen von Lebkuchenformen, vor allem aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Von diesen geschnitzten Holzformen handelt das vorliegende Bändchen. Obwohl alte negative Kuchenformen aus gebranntem Ton schon bei den Völkern des Altertums bekannt waren, haben die Holzmodel erst im europäischen Formgut des 15. Jahrhunderts ihre Vorläufer, in jenen kleinen, fein gemusterten Negativen aus hellgelb gebranntem Ton mit einem Durchmesser von ungefähr 10 cm, die im 15. Jahrhundert in der mittleren Rheingegend angefertigt wurden.

Lebkuchen wurden zunächst vornehmlich in Klöstern hergestellt. Die Verwendung von orientalischen Gewürzen, die in Europa nach den Kreuzzügen Verbreitung fanden, verlieh der Lebkuchenbäckerei auch in Frankreich Auftrieb. Künstlerische Bedeutung erlangte die Pfefferkuchenbäckerei aber erst im 16. Jahrhundert. Ihr Zentrum war Nürnberg, «des Heiligen Römischen Reiches Bienengarten». Die frühen hölzernen Lebkuchenformen lassen häufig noch den Einfluss der deutschen Formmodel des 15. Jahrhunderts erkennen. In Ungarn stiess man bei Ausgrabungen in den einstigen römischen Legionsgarnisonen Aquincum und Brigetio auf irdene Kuchenbackformen. Urkundliche Angaben über die Bienenzucht in Ungarn sind nur aus dem 11. Jahrhundert bekannt (Tihany). Mittelalterliche Quellenwerke sprechen von klösterlichen Honigkuchenbäckern und Wachsgiessern (*cererii*, *pitardi*). Vieles deutet darauf hin, dass die aus dem Westen eingewanderten Siedler Lebkuchenformen ins Land gebracht haben. So ist gewiss, dass die Siebenbürger Sachsen zur Einbürgerung dieses Gewerbes ihren Teil beigetragen haben. Auf Honig wurde eine Steuer erhoben. Hölzerne Lebkuchenmodel werden im 16. Jahrhundert erstmals schriftlich erwähnt.

Die erste ungarische Zunft der Lebkuchenbäcker (*dulciarii*) machte sich im 17. Jahrhundert von der Wiener Gilde selbständig und konstituierte sich in Pozsony (Bratislava), 1661. Die Zunfturkunden berichten bald von heftigen inneren Zwistigkeiten, die erst mit dem Auftreten eines neuen gemeinsamen Gegners – den modernen Konditoren – ein Ende nahmen. Mit den übrigen ungarischen Zünften wurde 1872 auch die Innung der Lebkuchenbäcker aufgelöst. Der Aufschwung der ungarischen Modelkunst deckt sich mit dem Zeitpunkt der Gründung der ersten städtischen Zünfte. Der ungarische Formschnittstil hat ausgeprägt individuelle nationale Merkmale, wenn ihn auch viele Fäden mit der Kunst der Nachbarländer verbinden. Die Themen sind die gleichen: biblische und mythologische Szenen, Heiligenfiguren und Motive aus dem täglichen Leben. Einerseits passte sich der Lebkuchenmodel in Form und Verzierung dem Publikumsgeschmack an und griff aktuelle Themen auf; andererseits herrscht in Dekormerkmalen ein konservativer Hang zum Überlieferten (gotische und Renaissance-Elemente). Man erkennt Typen seiner Zeit, auch wenn der Holzschnitzer das traditionelle Motiv der Huldigung der Heiligen Drei Könige darstellt. Die hohe kulturgeschichtliche Bedeutung der Lebkuchenmodel liegt gerade in der Wirklichkeitstreue, die sich in Milieuschilderung und Trachtenwiedergabe äussert.

Die Technik des Modelschnittens ist einfach; an sich handelt es sich dabei nicht einmal um ein selbständiges Handwerk. Am besten wird Birnenholz verwendet. Der dekorative Wert des Schnitzwerkes liegt um so höher, je mehr Tiefenschichten es aufweist, je minutiöser und abwechslungsreicher seine Verzierungsmotive gearbeitet sind. In Ungarn wurden die Model nicht von berufsmässigen Holzschnitzern, sondern von den Bäckermeistern und ihren Gesellen selbst geschnitzt. Das bezeugen die in die Formen eingekerbten Monogramme mancher bekannter Lebkuchenbäckermeister. Gewisse szenische Formungen liessen die Frage nach möglichen Vorlagen aufkommen, und es gelang der Autorin, den konkreten, authentischen Vorlagen einiger geschnittener Holzmodel auf die Spur zu kommen: Eine Ausgabe aus dem 16. Jahr-

hundert der Metamorphosen von Ovid, mit Holzschnitten illustriert, enthält das authentische Vorbild zweier figuraler Modeldekors. Daneben waren oft auch Medailen oder Schaumünzen Vorbild für eine Komposition. Die Erforschung der Vorbilder beweist immer wieder die weitreichende Ausstrahlung einer originellen künstlerischen Gestaltung. Der Ausrichtung auf Jahrmärkte ist die in der einheimischen Volkskunst verhältnismässig seltene anthropomorphe Formgebung und figurale Verzierung der Lebkuchen zuzuschreiben. Der Jurist Agost Szalay (1811–1877) sammelte Zeugen des Alltagslebens des ungarischen Volkes; so auch alte Lebkuchenformen. Sie befinden sich heute im Budapester Museum für Kunstgewerbe. Szalays Hinterlassenschaft lässt den Einzugsweg der Formen von Bayern nach Ungarn verfolgen. Den Kern der Sammlung bilden jedoch aus Ungarn stammende Lebkuchenmodel.

In der Bildschnitzerei der heimischen Lebkuchenformen lassen sich zwei grosse Blütezeiten unterscheiden: 1. Ein Barockstil gelangte, von Süddeutschland ausgehend, über die österreichischen Alpen nach West- und Nordungarn und bürgerte sich dort im 17. Jahrhundert ein. 2. Ein regionaler Stil in Siebenbürgen, eventuell von östlichen Nachbarländern beeinflusst, strahlte nach Ost- und Mittelungarn aus. Ihr bedeutendstes Zentrum wurde um 1700 Debrecen. Die Schnitzerei von Pozsony (Bratislava), wo sich das Zentrum der ersten Blütezeit befand, ist die Vereinfachung des süddeutschen-österreichischen Stils. In der Krönungsstadt wurde es im 17. Jahrhundert üblich, das Bildnis des neu gekrönten Herrschers in Lebkuchen zu verbreiten; so Ferdinand IV., 1647, in ungarischer Tracht, oder Leopold I., von 1659, ebenfalls in ungarischer Tracht. Der Soproner (Ödenburger) Stil ist viel flächiger, aber er ist deswegen keineswegs primitiv. Er erinnert an ungarische Krippenspiele. In Siebenbürgen wurden mit Vorliebe Familienwappen dargestellt; sodann ist hier der Stil durch die sogenannte Blumenrenaissance gekennzeichnet. Im 18. Jahrhundert erlangten die Wiedergaben weltlicher Szenen wachsende Beliebtheit und verdrängten allmählich die Darstellungen sakraler Themen und die Herrscherbildnisse. Im 19. Jahrhundert wandelte sich die Art und Weise der Lebkuchenzubereitung und damit auch die Formschnitzerei. An die Stelle der Bienenkörbe traten Bienenstöcke, eine Neuerung, die auch die Behandlung des Honigs und die Qualität der Lebkuchen beeinflusste. Ausser der städtischen findet auch die dörfliche Bevölkerung zunehmend Gefallen an den Lebkuchen. Symbole und allgemein bekannte Personen, die die Phantasie des Volkes beflügeln, kommen vermehrt zur Gestaltung.

Aus Pest und aus Buda sind infolge Kriegswirren erst von der Mitte des 19. Jahrhunderts an fortlaufende Angaben geblieben. Die Gründungsurkunde der Lebkucherbäckerzunft von Pest trägt die Jahreszahl 1834. Häufigstes Thema war der Freiheitskampf von 1848 bis 1849. Am aufschlussreichsten ist in diesem Zusammenhang der Nachlass von Imre (Emmerich) Beliczay (1806–1872), dem Gründer einer durch mehrere Generationen erfolgreich tätigen Lebkuchenfirma in Pest (bis 1949).

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trat ein Verfall ein, dem die Entwicklung neuerer Zweige der Süsswarenindustrie Vorschub leistete; dabei kam einerseits die Darstellung der neuesten technischen Errungenschaften auf (Dampfschiff, Eisenbahn, Auto, Fahrrad), andererseits wurden antike mythologische Figuren in neuer Fassung Mode. Als jedoch die ausgestochene Form mit Zuckergussverzierung (Taf. 44) sich durchsetzte, hörte damit die künstlerische Bedeutung des Lebkuchens auf. Heute bildet das ungarische Lebkuchengewerbe nur noch einen Zweig der Süsswarenindustrie. Geschnittene Model werden nicht mehr angefertigt. Die eigenartige Formsprache und reiche Thematik der alten Model regen aber Künstler zu eigenen Entwürfen an und beschäftigen Forscher der ungarischen Volkskunst.

Paula Hefti

CHRISTA PIESKE: Bilder für Jedermann. Wandbilddrucke 1840–1940. Mit einem Beitrag von Konrad Vanja. München: Keysersche Verlagsbuchhandlung GmbH 1988. 248 S., Abb. (Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin, 15).

Was hier vorgelegt wird, ist weit mehr als ein Katalog zu einer entsprechenden Ausstellung; es ist eine umfassende Monographie, die den aktuellen Wissensstand

über die populäre Wandbildgraphik in den Jahren 1840 bis 1940 darlegt, vor allem in bezug auf den deutschsprachigen Raum, häufig aber auch grenzüberschreitend. Frau Pieske, bekannt durch vielseitige Publikationen zum Thema (zu erwähnen etwa die umfangreiche Arbeit von 1984 «ABC des Luxuspapiers»), gestaltete seinerzeit die Frankfurter Ausstellung «Die Bilderfabrik» (1973, zusammen mit Wolfgang Brückner), eine der bedeutendsten Vorleistungen auf dem Gebiet der volkskundlichen Beschäftigung mit der Populärgraphik. So erweist sich die vorliegende Arbeit als reife Leistung, der Wolfgang Brückner im Vorwort zu Recht den Charakter eines «Handbuchs» zubilligt.

In einem ersten Teil werden der Forschungsstand und die Quellen dargelegt, auch Forschungspostulate aufgezeigt. Danach sind vor allem vermehrt monographische Darstellungen einzelner Manufakturen und Untersuchungen zur Diffusion einzelner Motive und der Geschichte des Bilderhandels erwünscht. Zudem wäre ein vergleichender Bilderkatalog ein Desiderat. Der Aufbau des Buches ist inhaltlich klar gegliedert: Vom Abriss der Gattungsgeschichte über Fragen der Kunstsoziologie und der Funktionalität zur Bilderthematik, den materiellen und kommerziellen Grundlagen und Entwicklungen. Die historische Übersicht schildert die Entwicklung des Wandbilddrucks vom Kupferstich bis zum modernen Offsetverfahren, wobei bereits schichtbezogene und motivliche Überlegungen einfließen. Das «Wohnen mit Bildern» führt in die zeitgenössischen Räume hinein, auch hier klassen- und berufsspezifisch. Was hing in den einzelnen Zimmern einer bürgerlichen Wohnung, was fand sich in öffentlichen Räumen, was in Elendsquartieren? Erstaunliche Feststellung: Gerade in den Wohnungen der Armen bildete der Wandschmuck ein *pièce de résistance*, auf das man zuletzt verzichtete. Wandbilder hatten vielfache Funktionen: Vom reinen Kunstgenuss über Ausdruck des Prestiges, vom Erinnerungsblatt bis hin zur Werbeprämie, die Spannweite der Möglichkeiten ist weit. Wandbilddrucke dienten aber auch Höherem: Es verbanden sich damit Bestrebungen zur künstlerischen Geschmacksbildung, Bemühungen der Lebensreform; entsprechende Vereinigungen vertrieben solche Produkte. Auch die staatliche Zensur griff ein. Ein besonders gewichtiges Kapitel betrifft die Bildmotive, die in profane und religiöse aufgeteilt werden. Es schliesst sich eine Untersuchung des Trivialisierungsprozesses von Vorbildern an, der erstaunlichen Mechanismen, wonach etwa Gemäldesammlungen zum blossen Zweck der reproduktiven Vermarktung durch Unternehmer angelegt wurden. Solche Bilder wurden zuerst nachgestochen und dann lithographiert, allenfalls koloriert. Die weiteren Kapitel gehen auf technische Detailfragen ein, die materielle Ausgestaltung und die Rahmung, die unternehmerische Entwicklung, die Organisation des Handels, die Fachverbände der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die Messen, die Werbung. Schliesslich werden sechs grosse deutsche Kunstverlage in Kurzmonographien vorgestellt; zusätzlich bringt der Anhang noch ein Verzeichnis der entsprechenden Etablissements in den Städten Berlin, Dresden, Leipzig, München.

Was soll man an diesem Werk mehr bewundern: die ausserordentliche Fülle, die es zum eigentlichen Nachschlagewerk macht, die Systematik, mit der der ausrufende Gegenstand von allen möglichen Gesichtspunkten angegangen wird, die sorgfältige und sinnenfreudige Ausstattung mit den vielen z.T. farbigen Abbildungen? Ohne Zweifel liegt eine souveräne Bilanz vor, basierend auf subtiler Kenntnis nach jahrzehntelanger Beschäftigung. Dass das Werk darüber hinaus selbst zu einem köstlichen Bilderbuch geworden ist, erhöht seinen Reiz.

Paul Hugger

ERIKA WASER: Die Entlebucher Namenlandschaft. Typologische und siedlungsgeschichtliche Untersuchung anhand der Orts- und Flurnamen des Amtes Entlebuch. Diss. Univ. Zürich. Luzern/Stuttgart: Rex-Verlag 1988. 454 S., Ill., Tafeln, Karten, Register (Luzerner Historische Veröffentlichungen, 23).

Der Titel der unter akademischer Obhut von Prof. Stefan Sonderegger entstandenen Dissertation erweist, dass mehr als eine alphabetische Aufreihung von Orts- und

Flurnamen geboten wird. Dies behält sich die Verfasserin für eine spätere Publikation, ein «Entlebucher Namenbuch», vor. Hier ist vielmehr eine Namentypologie herausgearbeitet worden, welche für das bisher weitgehend unberücksichtigt gebliebene Luzerner Amt Entlebuch charakteristisch ist und sich eignet, um Siedlungsvorgänge zu erhellen. Diese Benennungstypen gruppieren sich in Gewässernamen, Siedlungsnamen, Rodungsnamen und Lehnwortnamen.

Eine Typologie kann nur erbracht werden, wenn ihr in einer ersten Arbeitsphase eine vollständige Sammlung der im Gelände verhafteten lebendigen Namen und aller urkundlich fassbaren Orts- und Flurnamen vorausgegangen ist. In der erstaunlich kurzen Zeit von vier Jahren erhob die Verfasserin gemeindeweise über 5000 lebendige Namen bei rund 100 Hauptgewährsleuten. Ausgedehnte Wanderungen mit Realproben stützten Entscheide um Etymologien. Die historischen Belege beginnen tropfenweise im 11. Jahrhundert (kein Kloster ausser Trub hat Besitzsspuren hinterlassen!) und werden bis zum Inhalt des Helvetischen Katasters von 1801 berücksichtigt. Exzerpiert wurde für diesen grossen Zeitraum eine Vielfalt von Quellen: Urkunden, Urbare, Rödel, Jahrzeitbücher und vom 17. Jahrhundert weg die Flut der Gülten (Schuldenverschreibungen mit Grundpfändern); dazu gesellt sich von 1600 an die topographische Literatur: R. Cysat, J. X. Schnider von Wartensee, F. J. Stalder.

Die zeitraubende Exzerption der ungedruckten Quellen in den Staatsarchiven Luzern und Bern sowie in sämtlichen öffentlichen Archiven der Entlebucher Gemeinden und Pfarreien führten zu rund 22 000 historischen Belegformen. Dazu wurden bereits veröffentlichte Quellen kritisch mit den Originalen verglichen – und dies alles im Alleingang!

Jeder Namenartikel im Buch enthält eine transliterierte Form, die dem Benutzer das Auffinden erleichtert, eine phonetische Transkription mit Präposition und Artikel, eine Lokalisierung nach Gemeinden und Koordinaten und eine knappe Beschreibung des Objekts. Es folgen die exzerpierten historischen Belege mit genauen Quellenangaben. Den Artikel beschliesst eine sorgfältig abgewogene Etymologie mit Berücksichtigung anderer Deutungsmöglichkeiten.

Beeindruckend ist auch hier die grosse Breite einschlägiger Literatur, welche zur Erörterung der Probleme herangezogen wird.

Bei den *Gewässernamen* stehen – der Lage und der Beschaffenheit des Gebietes entsprechend – nur vier vordeutsche, überregional gültige Flussnamen (Emme, Entle, Fontanne, Ilfis) rund 200 deutschsprachigen Bach- und 300 Grabennamen gegenüber, mehrheitlich Komposita. Der Typus -aha fehlt. Die nach Bedeutungsmotiven geordneten Bestimmungswörter ergeben, dass die -bach-Komposita sich vor allem auf die Eigenart des Wassers beziehen, die -graben-Namen – typisch für die Gegend – die Beschaffenheit des Bachbettes, den tiefen Geländeeinschnitt, in den Vordergrund stellen. Andere Bestimmungswörter benennen ein Gewerbe des Menschen, das auf Wasser angewiesen ist. Drei Fünftel aller Gewässer im Entlebuch tragen den Namen einer angrenzenden Flur oder Siedlung, so dass derselbe Bach im Oberlauf und im Unterlauf verschieden heissen kann. Eine Reihe von Gewässern haben ihre Namen an der Quelle oder bei der Mündung einer Ortschaft vererbt, wobei sie selbst neu benannt wurden oder das zusätzliche Grundwort -grabe erhielten (Tällebachgrabe).

Der Hauptbestand der *Siedlungsnamen* leitet sich aus Flurnamen her, ein bedeutender Teil aus Rodungsnamen. Das erwiesen bereits die vorab etymologisierten neun Gemeindegarnamen. Bei Doppleschwand führt die urkundliche Belegreihe sicher zur neuen Deutung, dass nicht der Personennamen Tobald am Ursprung steht, sondern Togwalt. Viel diskutiert wird der Name Escholzmatt. Interessant ist hier der von über hundert historischen Belegen gestützte Versuch, den Wechsel von Ascoldesbach 1225 zu Aschelsmatton 1275 mit einem Wechsel des Siedlungsnamens zur Unterscheidung vom Bachnamen zu erklären; doch ergibt gerade die Darstellung der Gewässernamen, dass eher der Bach als die sekundär benannte Siedlung den Namen ändert. Überzeugend wird der Name Schüpheim mit schweizerdeutsch Schipf, Schipfi (Uferverbauung) zusammengebracht. Das Grundwort -heim tritt erst im 17. Jahrhundert als Beamtenform dazu.

Nach einer Deutung der Namen von sechs kleineren Dörfern mit zum Teil eigenen Pfarreien folgen die Artikel der Siedlungsnamen mit den bekannten Suffixen -ingen, -huse (Siggehuse, Wolhuse), -wil und -berg. Da jedoch diese für die alemannische Besiedlungs- und Ausbauzeit typischen Suffixe im Entlebuch erst vom 11. Jahrhundert an belegt sind und bis in die Neuzeit produktiv bleiben, lässt sich der Besiedlungsvorgang nicht mit Namensschichten erhellen. Dafür ergibt die chronologische Aufreihung aller Erstbenennungen – übertragen auf drei Karten – ein sehr deutliches Bild. Vor 1100 ist ein Siedlungsvorstoss im Haupttal südwärts zu erkennen, und um 1400 sind die Talterrassen im unteren und mittleren Entlebuch dicht besiedelt, während die alpine und die voralpine Region in den Urkunden unbenannt bleiben. Wiederum ordnet die Verfasserin alle Erstbenennungen nach topographischen Merkmalen, nach Bodenbeschaffenheit und Pflanzenwuchs.

Gut ein Viertel der Arbeit ist den rund 300 für das Entlebuch bedeutsamen *Rodungsnamen* gewidmet. Neben den Rüti-Belegen treten vor allem die Schwand-Namen hervor (66%). Hier ist – wie in Glarus und Obwalden – ein artikelloser femininer Typus Schwande, der in die Zeit des ersten Siedlungsausbaus im Haupttal zurückreicht (14./15. Jahrhundert), zu unterscheiden von einem späteren, maskulinen Typus Schwand, der in die Alpgebiete aufsteigt und speziell mässig steile Grashänge bezeichnet. Dazu tritt seit dem 15. Jahrhundert das Verbalabstraktum Schwändi; höhenmässig ist dieser Typus zwischen Schwande und Schwand verbreitet. Weniger zahlreich sind die Brandrodungsnamen Brand, Sang und Namen, die auf den Wald-Aushau und die Nutzung hindeuten (Hack, Hau, Ron, Schlag und Stock).

Im letzten Kapitel stehen die Artikel der *Lehnwortnamen* im Entlebuch in alphabetischer Reihenfolge. Zu jedem Typus zitiert die Verfasserin knapp die Etymologie-Ergebnisse der modernen Forschung. Diese Namen beruhen auf Lehnwörtern vordeutschen Ursprungs und werden zum Teil heute noch appellativisch verwendet, z. B. Chrinne und Tosse. Als Relikte vordeutscher Siedlung dürfen sie nicht angesprochen werden; sie bezeugen vielmehr Kulturkontakt mit dem alpinen Raum.

Dem Band ist neben ausführlichen Quellen- und Literaturverzeichnissen ein ausgezeichnete Apparat beigelegt, der alle Bereiche aufschlüsselt. Die leicht deutbaren Namenkarten hat Carmen Brun gezeichnet; die 16 Geländephographien in Schwarzweiss von Armin Wey ergänzen den Text mit eindrucksvollen, aussagekräftigen Sujets.

Als Ganzes eine grosse, gewichtige und schöne Leistung im Dienste der Namensforschung.
Rudolf J. Ramseyer

MARGRIT RAGETH-FRITZ: Der Goldene Falken. Der berühmteste Gasthof im Alten Bern. Das Zunfthaus zu Mittellöwen. Bern: Francke Verlag 1987. 283 S., 38 Abb., Tab., Namenregister.

Die wissenschaftliche Erforschung der Gasthöfe gehört immer noch zu den meistvernachlässigten Bereichen der Alltagsgeschichte. Seit bald 100 Jahren (Theodor von Liebenau) hat sich niemand mehr an eine umfassende Darstellung des Gasthauswesens in unserem Touristenland gewagt. Erstaunlich genug!

Unter den Gasthöfen in der alten Eidgenossenschaft gab es drei besonders berühmte: das «Schwert» in Zürich (kenntlich nur noch an einer Tafel mit illustren Gästenamen), die «Drei Könige» in Basel (noch in Betrieb) und den «Falken» in Bern, der jetzt immerhin eine Monographie erhalten hat.

Die Ursprünge des «Falkens» sind noch unklar. Die Autorin vermutet, dass er auf ein Hostel (eine Art Stadtresidenz) zurückgehe, das spätestens in den 1460er Jahren dem Bischof von Lausanne gehörte. Von zweien dieser Amtsträger aus dem Hause Montfalcon scheint der Wappenfalk auf Haus übergegangen zu sein. Nach der Reformation wechselte die Liegenschaft – inzwischen mit einem Tavernenrecht ausgestattet – recht häufig die Besitzer, blieb jedoch die renommierte Herberge, wo die Stadt offizielle Gäste unterzubringen pflegte.

1722 kam der «Falken» in den Besitz der Zunft zu Mittellöwen und erlangte durch eine Reihe langjähriger Pächter jene goldene Blütezeit, die etwa 100 Jahre dauerte.

Von diesen Wirten waren die wenigsten Einheimische, die erfolgreichsten stammten aus Deutschland. Ihre Vorgesetzten bei der Zunft waren die Herren der Waisenkommission. Solange der Fremdenstrom zunahm und keine ernsthafte Konkurrenz am Platze war, mochte diese ungleiche Partnerschaft hinreichen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts waren die Bedürfnisse eines modernen Hotels und die Ziele des Sozialausschusses einer Gesellschaft immer weniger vereinbar. Als die Ratten die Feuerspritzenschläuche, ja die Bleiröhren der Gasleitung durchnagt, eine Explosion verursacht hatten und nicht einmal aus dem alten Kochherd der einst für ihre exquisiten Gastmähler bekannten Falkenküche zu vertreiben, die Wanzen nur durch Erneuerung von Decken und Täfern zu entfernen waren, gewannen 1904 endlich jene Stimmen die Oberhand, die immer wieder gefragt hatten, ob es wirklich eine Zunftaufgabe sei, ein berühmtes Hotel zu führen. Ein Käufer fand sich nicht, also Abbruch.

All dies und vielmehr ist in dem vorliegenden Buch detailliert und immer wieder schmunzelnd nachzulesen und in einem Anhang mit Verträgen, Inventaren, Menüs usw. ergänzt. Die Quellen fließen reichlich, nur beim Personal beschränken sie sich offenbar auf die aussereheliche Schwängerung einer Falkenköchin durch einen Kaminfeger... Über Unvollständigkeiten hat man kaum zu klagen (einzig die Reiseschriftsteller hätten vielleicht noch etwas mehr hergegeben). Viel eher ist die Autorin der Gefahr erlegen, sich in der Fülle des Stoffes, in unzähligen Einzelheiten etwas zu verlieren. Wenn diesem Buch etwas fehlt, so sind es Übersichten, Zusammenfassungen. Mit auswärtigen Lesern hat der Verlag offenbar nicht gerechnet, sonst hätte er versucht, ihnen anhand von Planskizzen die Vorstellung zu erleichtern von der Lage des «grossen oder vorderen, hinteren oder mittleren, hinteren bzw. rückwärtigen», und eines weiteren «hinteren» an einer anderen Gasse gelegenen, sowie des «hintersten Falken», dessen Höfen, Ställen und Dependancen. Auch bei den Illustrationen wurde eher der Stil der kleinlichen Waisenherren als der eines Renommierhotels angestrebt (Abb. 3 ist unkenntlich). Sonst aber ein erfreuliches Werk. Peter F. Kopp

DIETMAR SAUERMANNS: *Volkskundliche Forschung in Westfalen 1770–1970. Geschichte der Volkskundlichen Kommission und ihrer Vorläufer*. 2 Bände. Münster: Cöpppenrath 1986 (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 16/I und II).

Band I: Historische Entwicklung. 314 S., Tab.

Band II: Grundlagenmaterial des Archivs für westfälische Volkskunde. 310 S., Abb., Fragenlisten, Register.

Dietmar Sauermanns «Volkskundliche Forschung in Westfalen» versucht, einen weiten, wissenschaftsgeschichtlichen Bogen zu spannen. Im ersten der beiden Bände stellt er in vier Abschnitten die Geschichte der Volkskunde in Personen, Organisationen und Ausprägungen vor. Die Anfänge sieht er in Zeitalter und Geist der Aufklärung, verkörpert vor allem in der Person Justus Möser, der in seinen «Patriotischen Phantasien» einen «sozialpädagogischen Argumentationszusammenhang» (S. 8) entwickelt, indem er im Interesse eines funktionierenden Staates Vernunft und konservierend-konservative Haltung propagiert.

In der emphatischen Zeit der Freiheitskriege hat in Westfalen dann der Haxthausenkreis sich vor allem um das Sammeln von Volksliedern gekümmert, die zum Teil auch ediert wurden. Hier wie in der gesamten Geschichte der westfälischen Volkskunde wird deutlich, dass präzise oder gar enge Grenzen nicht gezogen werden können. Westfalen als Raum hat nur in den Zufälligkeiten der politischen Organisation klare Begrenzungen, in kulturellen Ausprägungen ist der Raum weder in sich einheitlich noch nach aussen deutlich abgegrenzt.

Dennoch bildet sich im 19. Jahrhundert eine spezifisch westfälische volkskundliche Aktivität heraus, die ihren Schwerpunkt im Bereich von Liedgut, Sagen und anderen Formen der Volkspoesie hat. In diesen Sagen und ihrer Rezeption wird ein – sich deutlich gegen das Rheinland abgrenzendes – Westfalenbewusstsein entwickelt. «Das malerische und romantische Westfalen», wie es bei L. Schücking und F. Freiligrath 1841 programmatisch heisst, wird bis zum Ersten Weltkrieg in ungezählten Rei-

seberichten als bodenständig, bäuerlich und einer vergehenden Kultur verhaftet erlebt. Die Regionalkultur wird an Festen, Liedern, Aberglauben und Objekten der Sachkultur erkannt.

Ab der Jahrhundertwende bis ins Jahr 1928 bilden sich Organisationsformen heraus, die die regen Bemühungen um die Volkskunde zusammenzufassen suchen. Heimatkundliche Zeitschriften und Museen deuten schon vor dem Ersten Weltkrieg auf eine gewisse Kontinuität und organisatorische Stabilität der Arbeit hin. Wissenschaftlicher Höhepunkt bildet 1904 Franz Jostes «Westfälisches Trachtenbuch». 1919 erfolgte dann die Gründung der «Westfälischen Kommission für Volkskunde», deren Hauptarbeitsgebiet im Bereich des Sammelns und Dokumentierens lag. Das Westfälische Volksliedarchiv, die Flurnamensammlung und das Westfälische Wörterbuch lassen für das erste Viertel unseres Jahrhunderts ein deutliches Schwergewicht der Philologie erkennen. Die Sachvolkskunde gewinnt jedoch erkennbar an Reputation, wie es Sauer mann deutlich zeigt. Er geizt auch hier nicht mit einer reichen und kommentierten Auswahl wissenschaftlicher Titel sowie der Aufzählung von relevanten Persönlichkeiten; ausführlicher widmet er sich Paul Sartori, Karl Wehrhan und Rudolf Uebe. 1928 wird die Volkskundliche Kommission für die Provinz Westfalen gegründet, die «das volkskundliche Material in allen Teilen Westfalens zu sammeln und wissenschaftlich zu verarbeiten sowie die Ergebnisse (S. 66) zu veröffentlichen» hat. Die funktionalistische Methode Schwieterings hat um 1930 im ganzen Reich die Volkskundler beschäftigt. Im Dritten Reich war unter Jost Trier als Vorsitzendem die Hausforschung zentraler Forschungsgegenstand der Kommission. In der Nachkriegszeit sind die Brauchtumsfragen des Archivs für Westfälische Volkskunde, wie sie Martha Bringemeier vor allem angeregt hat, sowie die Idee eines westfälischen Freilichtmuseums (heute in Hagen und Detmold) besonders bemerkenswert. Ein umfangreiches Quellen-, Archivalien- und Literaturverzeichnis bildet die zweite Hälfte des ersten Bandes.

Die seit den fünfziger Jahren dominierende Sachvolkskunde findet ihren Niederschlag auch deutlich im zweiten Band (310 S.), der bis auf ein Register und ein Mitarbeiterverzeichnis ausschliesslich die Texte der Fragelisten wiedergibt, die das Archiv für westfälische Volkskunde seit 1951 flächendeckend an Gewährsleute in ganz Westfalen verschickt hat. Die grossteils dem ländlich-bäuerlichen Bereich gewidmeten und schwerpunktmässig vergehende oder vergangene Phänomene behandelnden Fragenkomplexe – z. B. «Die Stube im Bauernhause» (1956), «Vom Spinnen» (1964) oder «Das Dreschen mit Maschinen» (1982) – sind auf ausholende Antworten hin ausgerichtet, in denen Zusammenhänge hergestellt werden. Beispiele werden oft vorgegeben, Zeichnungen sind beigelegt, auch suggestiv wird gefragt. Hierin wird eine Schwierigkeit deutlich, dass nämlich die Bögen verschickt wurden und daher für sehr unterschiedliche Gewährsleute, aber auch Verhältnisse gedacht sein mussten. Mit einem statistischen Millimetermass die Antworten zu messen wäre auch aus anderen Gründen vermessen: Es liegen bei 46 Themenkomplexen (bis 1984) 3719 Einsendungen vor, d. h. etwa achzig pro Thema. Mit 174 Einsendungen sind «Advents- und Weihnachtsbrauchtum» (1956) Spitzenreiter, bei den «Sitzgeräten» (1958) rafften sich nur fünf Gewährsleute zu einer Antwort auf.

Die beiden Bände stellen für Westfalen sicher für alle diejenigen eine zentrale Quelle dar, die sich mit der Geschichte des Faches befassen wollen. Hier ist eine ebenso umfassende wie eingängige und lesbare Geschichte der Volkskunde und ihrer Themen und Methoden vorgelegt worden. Darüber hinaus aber bildet vor allem der zweite Band eine instruktive Anregung für Fragen der Methodik im Bereich relativ offener Fragestellungen und qualitativer Vorgehensweisen. Das muss nicht auf die Sachvolkskunde beschränkt bleiben, immerhin wurde auch hier schon 1964 zum «Fernsehen» befragt.

Als drittes bliebe anzumerken, dass durch umfangreiche Register, Verzeichnisse, Statistiken sowie die unterschiedlichsten Listen die Bände als Nachschlagewerke hervorragend geeignet sind. Hier wurde mit viel Fleiss der Zugang leicht gemacht.

Martin Beutelspacher

V. E. CLAUSEN: *Det folkelige danske traesnit i etbladstryk 1565–1884*. (Der volkstümliche dänische Holzschnitt im Einzeldruck). København: Foreningen Danmarks Folkeminder 1985. 239 S., Ill., deutsche Zusammenfassung (Danmarks Folkeminder, 85).

Der vorliegende Band stellt die zweite Auflage des Werkes «Det folkelige danske traesnit i etbladstryk 1650–1870» in erweiterter Form dar; in ihn hat der Autor Holzschnitte des 16. und frühen 17. Jahrhunderts sowie Belege des späten 19. Jahrhunderts (1841–84) eingearbeitet.

Den Hauptteil des vorliegenden neuen Bandes bildet ein ausführlicher und kenntnisreicher Katalog der volkstümlichen Holzschnitte aus Dänemark, die sich vor allem als Bilder des Innern von Holztruhen, d. h. als Holztruhenbilder, erhalten haben. Die Zahl solcher Holzschnittdrucke und auf dieser Technik beruhender Flugblätter muss einst, namentlich vom 18. Jahrhundert an, recht hoch gewesen sein, doch sind die Drucke während langer Zeit nicht gesammelt worden, und so hat sich nur ein verhältnismässig kleiner Teil erhalten.

Die für die Drucke verwendeten Motive sind vielfältig. Häufig gelangen religiöse Motive, darunter Szenen aus der Bibel, Episoden aus Heiligenlegenden, dann aber auch historische Motive, zur Darstellung. Darüber hinaus finden sich zahlreiche Blätter von satirischem, humoristischem oder Abenteuer-Charakter.

Die im Katalog aufgeführten und teilweise in schwarzweissen oder farbigen Abbildungen wiedergegebenen Holzschnitte stammen vorwiegend aus Bibliotheken, Museen und Sammlungen der Stadt Kopenhagen sowie dänischer Provinzen; verzeichnet sind aber auch Sammlungen aus Norwegen, Schweden, Island und Schleswig-Holstein. Ausserdem sind im Verzeichnis zahlreiche dänische Privatsammler aufgeführt.

Das von V. E. Clausen verfasste Werk behandelt die bekanntesten Formschneider, Drucker und Verleger der volkstümlichen Holzschnitte bzw. Truhenbilder ausführlich, wobei anzumerken ist, dass die Namen der Drucker und der Verleger öfters erhalten sind als die der Handwerker und Künstler, die die Druckstöcke herstellten. Zuweilen waren aber die Drucker und Formschneider identisch, so etwa im Fall von C. G. Glasing und T. L. Borup. Die Verleger und Drucker der Holzschnitt- und Holztruhenbilder sind in einem eigenen Verzeichnis zusammengefasst (pp. 224–226). Ein Verdienst des vorliegenden Werkes ist es, dass verschiedene namhafte Drucker und Verleger der Holzschnitt- und Holztruhendrucke in eigenen Abschnitten ausführlich gewürdigt werden, so etwa Christian Thielo, Johan Jørgen Høpfner, Christoph Georg Clasing, Thomas Larsen Borup und Johan Rudolph Thiele. Die einführenden Abschnitte des Werkes stellen den volkstümlichen Einzel- oder Einblattdruck in seiner historischen und z. T. auch geographischen Verbreitung dar. Die ältesten Drucke aus Deutschland, Frankreich und Holland gehen auf das späte 14. Jahrhundert zurück. Holzschnittbilder wurden in Dänemark lange Zeit aus Deutschland und anderen Ländern eingeführt; in Dänemark hergestellt wurden sie erst von 1700 an in grösserer Zahl.

Huldigungsbögen und Gedenkblätter, die sich auf Geburten, Hochzeiten, Todesfälle und andere Begebenheiten des Königshauses bezogen, wurden in Dänemark schon im 17. Jahrhundert herausgegeben, erlangten aber vor allem seit dem 18. Jahrhundert grosse Popularität.

Gerhard Baer

NILS-ARVID BRINGÉUS: *Livets Högtider*. Stockholm: LTs förlag 1987. 301 S., zahlreiche Abb. (Handböcker i Etnologi).

Brauchforschung gehöre, so Bringéus im Vorwort, seit seiner Begegnung mit Arnold van Gennep zu jenen Forschungsfeldern innerhalb der Europäischen Ethnologie, die ihn stets am meisten fasziniert hätten. Dass er aber seine Darstellung des Brauchtums im Lebenslauf dem Religionsethnologen und Gründer des Kirchenhistorischen Archivs in Lund, Hilding Pleijel, widmete, ergab sich nicht nur aus einer lebenslangen Freundschaft. Denn «Livets Högtider» geht über eine Brauch-

geschichte und -analyse hinaus; man kann das Buch auch als eine informative Einführung in die schwedische Frömmigkeitsforschung lesen.

Bringéus beschränkt sich auf die traditionellen festlichen Ereignisse des Lebenszyklus, den Blick auf historische Prozesse und Wandlungen bis in die Gegenwart hinein gerichtet; anders formuliert: die Untersuchungsobjekte der konventionellen Brauchforschung stehen im Mittelpunkt, während religiös nicht gebundene moderne Feste, wie sie etwa beim Abitur, bei Examina oder bei beruflichen Beförderungen gefeiert werden, aus diesem Raster herausfallen. Geburt und Tod, die Aussegnung der Wöchnerin, die Konfirmation als liturgisches Zeichen des Erwachsenwerdens – in dieser Funktion der Bar Mizwa der Juden vergleichbar – die Riten um das Werben, um Verlobung, Hochzeit, Tod und Begräbnis bilden die herausragenden Ereignisse und Erfahrungen des Lebens. Daneben behandelt Bringéus aber auch den Namens- und Geburtstag sowie die Erinnerungen und Jubiläen des Lebens, nämlich Silber- und Goldhochzeit; Berufsjubiläen bleiben wiederum ausgespart, womit die Absicht der Untersuchung gewahrt wird: Die Feste und Feiern des Lebenszyklus werden in ihrem ursprünglichen religiösen Sinn, ihrer Geschichte, ihrer Steuerung und ihrem Wandel hin zu profanisierten Verhaltensmustern untersucht.

Doch trotz dieser Auswahl des Materials, der spezifischen Annäherung an das Phänomen «Brauch» und des Blicks auf das vorgegebene Raster der vorindustriellen Kulturformen belässt es Bringéus nicht bei einer einseitigen historischen Perspektive. Ihm dienen vielmehr Herkunft, Dauer, Wandel und Revitalisierung eines Brauches zur besseren Erkenntnis kultureller Prozesse im 19. und 20. Jahrhundert, der Bedingungen für Innovation und Regression, für Entsinnlichung und Wiederbelebungsversuch. Allerdings unterliegt die Suche nach den Ursprüngen bisweilen der Gefahr von Fehleinschätzungen. Die Einführung der Reformation bedeutete sowohl für Schweden wie für die anderen skandinavischen Länder die kirchliche Neuordnung auf offizieller Ebene und den polemisch vorgetragenen Widerspruch zur römischen Lehre, nicht jedoch den radikalen Bruch mit traditionellen Gebärden, Handlungen und Überzeugungen im Volk. So manche noch im 19. Jahrhundert bezeugte Brauchform, etwa die Berührung des Mantels eines Geistlichen durch eine Frau, die gerade eine Fehlgeburt erlitten hat, lässt sich unschwer auf vorreformatorische katholische Praktiken zurückführen. Doch die Identifizierung von Brauch mit religiös orientiertem bzw. gesteuertem Verhalten kann den Deutungsspielraum auch erheblich verengen; ob die Sitte des Begräbnistrunks tatsächlich vorchristlich-germanischen Ursprungs ist, wie Anders Gustavsson wegen des Fehlens religiöser Bezüge vermutet, muss umstritten bleiben.

Einen wichtigen Abschnitt des Buches bildet die allgemeine Analyse von Struktur und Funktion des Brauches. Bringéus sieht die Lebensfeste zum einen in ihrer Bedeutung für den Zusammenhang von Lebenslauf und Lebensalter; anhand statistischer Angaben zur Entwicklung der Lebenserwartung seit dem Mittelalter verdeutlicht er den Wandel von Erfahrungen, Mentalitäten und Normen: Es besteht ein Unterschied, ob sich – wie heute – die Erlebnisse eines Menschenlebens auf nahezu siebzig Jahre verteilen oder nur auf wenige Jahrzehnte wie im 17. und 18. Jahrhundert zusammendrängen. Zum anderen versucht er, den Brauch als Teil der sinnlichen Wahrnehmung zu verstehen; das Braucherleben betrifft nicht nur die optische Perzeption, sondern auch Geräusche (z. B. Glockenläuten, Musik) oder Gerüche (z. B. Essen, Verwesung). Ferner wendet er sich den Brauchregisseuren von der kirchlichen Einflussnahme bis hin zur profanen Inszenierung zu; der Hochzeitsphotograph besitzt inzwischen längst seinen festen Platz sowohl als Brauchakteur wie als Brauchrequisit. Schliesslich aber behandelt Bringéus den sozialen und ideologischen Rahmen, der für die Lebensfähigkeit bzw. das Ende eines Brauches verantwortlich ist. In der Teilnahme bzw. Ablehnung kollektiver Verhaltensmuster und -normen äussern sich soziale Integration oder Desintegration.

Die Konzeption von «Livets Högtider» als Übersichtsdarstellung wie als Einführung wendet sich vor allem an den studentischen Leser. Handbücher dieser sprachlichen Qualität und inhaltlichen Präzision sind selten. Bringéus gelingt es, Geschichte

und Gegenwart ebenso sichtbar werden zu lassen wie den Brauch als gruppen- und ereignisspezifisches Abgrenzungsinstrument innerhalb der Gesellschaft zu bestimmen. Brauch gerät damit auch zum Spiegel eines im Wandel befindlichen Kollektivs. Bringéus' Fähigkeit zur klaren Strukturierung von Phänomenen und Objektivationen hat bereits seine früheren Veröffentlichungen in der Reihe «Handböcker i Etnologi» zu lesenswerten Geniestreichen gemacht. Einmal mehr bleibt daher nur die – beinahe neidvolle – Feststellung, dass auf dem deutschsprachigen Buchmarkt eine ähnlich profunde wie zugleich verständliche Darstellung über ein so schwieriges Thema wie die Kultur des Festes fehlt.

Christoph Daxelmüller

WALTER DEUTSCH (Hg.): Tradition und Innovation. Vorträge des 14. Seminars für Volksmusikforschung, Wien 1985. Wien: Schendl 1987. 233 S., Abb., Noten (Schriften zur Volksmusik, 11).

Dieser wichtige Band ist dem 1986 verstorbenen Wiener Volksmusikforscher Franz Eibner gewidmet, dessen Verdienste *Walter Deutsch* im Vorwort mit Lebensabriss und Verzeichnis von Eibners Vorträgen und Publikationen zur Volksmusik würdigt. Im Eröffnungsreferat «Tradition und Innovation als musikalische Phänomene der Volksmusik in Österreich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts» klärt *Gerlinde Haid* die beiden im Seminar zu diskutierenden Begriffe. Innovation bedeutet «Neueinsetzung von etwas Vergessenem, Verschüttetem, von etwas schon einmal Dagewesenem...». Die Forscherin beschränkt sich auf die «bewusste Volksmusikpflege durch die Bildungsgeschichte», und zwar auf ihren «innovatorischen Zweig». Von grundlegendem Charakter sind auch *Anton Hofers* «Anmerkungen zur Debatte um 'Begriff und Funktion des Volksliedes – heute'», bei denen er alle auftretenden Probleme beim Namen nennt. (Was ist «alt», was ist «schön», was gehört überhaupt zum Bereich des Volksliedes?). *Karl Horak* schildert anhand von Beispielen aus Tirol die Bedeutung von «Innovation» für diesen Landesteil. Er unterscheidet (S. 52) 1. «Wiederbelebung von Erscheinungen und Formen, die früher Bestandteil der Tradition gewesen sind...» (z.B. Geigenspiel, Hirtamadr, Jägermarsch, Agattanz), 2. «Funktionswandel» (etwa beim Sternsingen oder bei den Zunfttänzen), 3. «Übernahme von Erscheinungen aus anderen Bereichen» (z.B. die Gitarre-Spieltechnik oder das Spiel auf der Okarina), 4. «Neuschöpfung – Schaffung neuer Formen und Erscheinungen, die früher im Bereich der Volksmusik unbekannt waren...» (so u. a. das Adventsingen). Über ihre Mitarbeit am Projekt «Aktuelles Singen und Musizieren in Österreich» referiert *Helga Thiel* («Tendenzen im Gebrauch und Bedarf von Volksmusik in der aktuellen Sing- und Musiziersituation»). Unter H.Thiels Beispielen – teils Gesänge, teils Stücke – beeindruckt namentlich ein Wallfahrtslied in Litaneiform aus dem steirisch-burgenländischen Grenzraum (S. 58 f.). Die Lage in Kärnten beschreiben *Helmut Wulz* (Volksgesang) und *Günther Antesberger* (Volksmusik). Die Tatsache, dass es in Kärnten 500 Chöre mit rund 12 000 Sängern gibt, lässt die Vermutung aufkommen, dass sich in diesem Landesteil «singerisches» Leben nur innerhalb der organisierten Chöre manifestiere. Deshalb greift Wulz einige «brauchbezogene» Beispiele auf (u. a. das Sternsingen in Heiligenblut am Grossglockner in der Dreikönigsnacht oder ein Lichtmesslied aus St. Peter im Lavanttal), die er dem mächtig sich ausbreitenden «Neuen Kärntnerlied» gegenüberstellt. Nach Antesberger ist vieles von der alten Kärntner Volksmusik verschwunden. Wohl bemüht man sich um die Wiederbelebung der «Rest-Volksmusik», aber neue Stücke aus dem Ausland sind offenbar attraktiver, und «Stückeschreiber» existieren in Kärnten ohnehin kaum. – «Lieder der Mütter – einst und jetzt – am Beispiel der Steiermark» lautet der Titel der feinsinnigen Studie von *Gundl Holaubek-Lawatsch*, die auch die «psychologisch-entwicklungspädagogische und zugleich musikerziehende» Bedeutung des Wiegenliedes hervorhebt. Befragungen bei Müttern und Grossmüttern im Jahre 1985 verliefen erfolgreich: Neben entsprechenden alten Liedern werden auch neue (evtl. umgedichtete) gesungen. Da das Interesse bei jungen Frauen vorhanden ist, plant das Steirische Volksliedwerk die Herausgabe eines Wiegenliederheftes. Sehr ausführlich

berichtet sodann *Grete Horak*, die 1936 mit Feldforschungen begonnen hatte, über «Kinderlieder, Kinderreime und Kinderspiele in Tirol» aufgrund ihrer umfassenden Dokumentation mit über 20 000 Aufzeichnungen; erfreulicherweise liegt davon nun gedruckt vor: *Tiroler Kinderleben in Reim und Spiel, Teil 1 – Reime*, gesammelt und herausgegeben von Grete und Karl Horak (Innsbruck 1986). Der aus dem Mühlviertel stammende Lehrer *Hermann Derschmidt* (geb. 1904), erfolgreicher Sammler und Herausgeber von Volksmusik, hat sich insbesondere der Volkstanzpflege verschrieben. Man liest seinen Artikel («Altes und Neues – meine Lebensarbeit»), «mehr Erzählung als Bericht» (wie er sagt), mit dem reinsten Vergnügen und bestaunt den Idealismus und die Vielseitigkeit dieses musizierfreudigen Pädagogen und Forschers.

Der gehaltvolle und ausserordentlich anregende Band schliesst mit den drei ebenso gewichtigen Beiträgen von *Hans Lutz* («Das Volkslied in Vorarlbergs Schulen»), *Maria Walcher* («Ottakringer Sing- und Spieltradition im 20. Jahrhundert») und *Walter Meixner* («Der Alpenländische Volksmusikwettbewerb in Innsbruck – ein Indikator für Innovation und Tradition in der Volksmusikpflege»). Von grossem Nutzen ist das der Publikation am Schluss beigegebene «Namen-, Sach- und Ortsregister», erstellt von *Walter Deutsch*, *Franziska* und *Rudolf Pietsch*.

Hans Peter Schanzlin

RÜDIGER VOSSEN (Hg.): Töpfereiforschung zwischen Archäologie und Entwicklungspolitik. Bonn: Rudolf Habelt Verlag 1988. 231 S., Abb. (Töpferei- und Keramikforschung, 1).

Der vorliegende Band beschäftigt sich mit dem Studium der Töpferei in (bäuerlich orientierten) mediterranen, mitteleuropäischen und -amerikanischen Gesellschaften sowie afrikanischen Stammes- und Dorfgemeinschaften. Die verschiedenen Arbeiten orientieren sich an geistes-, sozial- und naturwissenschaftlichen Forschungsstrategien. Die Beiträge betreffen: 1. Töpfereiforschung zwischen Archäologie und Entwicklungspolitik (*R. Vossen*), 2. Pots and Potters in Sardinia (*M. B. Annis*), 3. Archäologie und Keramik-Ethnographie im äquatorialen Regenwald Zaïres (*M. K. H. Eggert*), 4. Sakrale Töpferei der Lobi in Burkina Faso (*K. Schneider*), 5. Töpferei bei den For im Jebbel Marra (*H. Soeffing*), 6. Wulsttechniken in Nord- und Westafrika (*D. Gruner*), 7. Handgetöpferte Gebrauchskeramik in der Dorfkultur des 'Aglun (*B. Mershen*), 8. Töpfersiedlungen der Insel Siphnos (*F. Wagner*), 9. Typologie der keramischen Brennanlagen im westlichen Mittelmeergebiet (*W. Köpke/W. Graf*), 10. Brennversuche im Sinne experimenteller Archäologie (*A. Lucke*), 11. Landesaufnahme von Töpfereien in Spanien und Marokko (*R. Vossen*), 12. Lage der Töpfer(innen) in Michoacán (*B. Engelbrecht*), 13. Aufbau eines Töpfereimuseums im Töpferzentrum Agost (*I. Schütz*), 14. Didaktischer Koffer MEC-1 (*P. Lavado/I. Schütz*), 15. Töpferei wie in Afrika (*K. Vossen*), 16. Keramik in der Kunstpädagogik (*W. Ebert*), 17. Töpfereiforschung aus volkscundlicher Sicht am Beispiel Südwesteifel (*B. Kerckhoff-Hader*), 18. Berner Töpferei im Wandel der Zeit (*B. Engelbrecht*), 19. Rahmenterminologie mittelalterlicher Keramik in Norddeutschland (*H. Lüdtker*). Auf einzelne Beiträge wird im folgenden näher eingegangen.

Mit dem ersten Band aus der Reihe «Töpferei und Keramikforschung» ist es dem Herausgeber gelungen, die verschiedenen wissenschaftlichen Ansätze dieser Forschung in den Mittelpunkt des Interesses zu stellen. Den Leserinnen und Lesern wird klar vor Augen geführt, dass wichtige Aspekte der geistigen und materiellen Kultur sowie vergangene und gegenwärtige Lebens- und Arbeitssituationen der betreffenden Töpferinnen- und Töpfergruppen bis anhin unberücksichtigt geblieben sind, weil die Orientierung einer Untersuchung an einer einzelnen wissenschaftlichen Disziplin der «totalen sozialen Tatsache» (M. Mauss) sowohl theoretisch als auch methodisch nicht gerecht zu werden vermag. In der Töpfereiforschung geht es sowohl in der Sichtweise von «ausen» als auch in derjenigen von «innen» um das Verhältnis der Töpferinnen und Töpfer zur Arbeit, zum Raum, zur Gesellschaft, zur Religion, zur Ökonomie und zur Technologie. Zur Erfassung dieses Zusammenhangs liefert Soeffing (5) mit seiner Untersuchung der For-Töpferei im sudanesischen Jebbel

Marra einen wichtigen Ansatz. Er macht deutlich, dass archäologische, historische, ethnologische, architektur- und religionswissenschaftliche Methoden und Denkmodelle wechselseitig zu neuen Einsichten führen können.

Die Beiträge dieses Sammelbandes konzentrieren sich jedoch nicht nur auf das «reine» Erkenntnisinteresse. Angesichts des globalen ökonomischen und kulturellen Wandels und der damit verbundenen Abhängigkeit der traditionellen Töpferei vom internationalen Wirtschaftssystem kommen auch kultur- und entwicklungspolitisch orientierte, angewandte Forschungen im Rahmen der Museologie und (Kunst-)Pädagogik zur Sprache. Wenn die These von Schütz (13) überzeugt, dass ohne die Einrichtung von Musterwerkstätten die Töpferei von Agost als kulturelles Erbe der bäuerlichen Gesellschaft verschwindet, dann ist zu vermuten, dass diese Töpfergruppe ihre Eigenständigkeit aus strukturellen und ökonomischen Gründen (Verschlechterung der Existenz) aufgeben oder durch Innovation neue Produkte entwickeln muss. Vor diesem Hintergrund erscheinen die gutgemeinten Forderungen von Schütz zur Aufrechterhaltung und Förderung der traditionellen Töpferei zu einseitig.

Die zentrale Fragestellung, welche von den meisten Autorinnen und Autoren bearbeitet wird, lautet: Welche Faktoren erschweren die lokale bzw. regionale Töpfereiproduktion, und welche bieten eine Chance zu ihrer Weiterentwicklung? Gruner (6) zeigt auf, dass die Mangoro-Töpferinnen in Katiola an der Elfenbeinküste mit rationalisierenden Massnahmen den Sektor der Subsistenzproduktion mit demjenigen der Warenproduktion in Verbindung gebracht haben. Unter dem Einfluss der römisch-katholischen Mission ergänzte die Töpferinnengruppe die traditionelle handwerkliche Produktion mit neuen kunsthandwerklichen Formenelementen. In der Folge hat sich auch der Absatzmarkt konzentrisch erweitert. Auch in unserer Gesellschaft gibt es keine Töpferei mehr, die für eine geschlossene Einheit produziert wird. Engelbrecht (18) thematisiert in ihrem Beitrag u. a. die zentrale Bedeutung des modernen Marktes für die Berner Töpferei. Im kulturellen Bereich stellt sie eine in den 60er und 70er Jahren einsetzende neue Nachfrage nach traditionellen Produkten fest. Aspekte des kulturellen Erbes werden wiederentdeckt. Nicht nur traditionelle Elemente der Berner Töpferei erfahren eine Wiederbelebung, sondern es können auch neue entwickelt werden. Die Arbeiten gelangen zur Hauptsache über verschiedene Zwischenhändler auf den städtischen und touristischen Markt.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die häufig betonten Probleme der traditionellen Töpferei auf Probleme mit der Industriegesellschaft überhaupt aufmerksam machen – Probleme, die sich anhand der Arbeits- und Lebenssituation der Töpfer und Töpferinnen für unterschiedliche Zielgruppen verständlich aufzeigen lassen. Wagners (8) architekturwissenschaftliche Untersuchung insularer Töpfersiedlungen lässt nachvollziehen, in welchem Masse die natürliche Umwelt, die spezifische Wirtschafts- und Arbeitsweise auf den Aufbau bzw. Zerfall der Töpferwerkstätten und -siedlungen eingewirkt hat.

Obschon in diesem Band auch Forschungstheorie und -praxis erörtert werden, sind die Beiträge insgesamt anschaulich und leicht fassbar geschrieben.

Rebekka Wild

VÁCLAV FROLEC (Hg.): Das Dorf im Prozess der gegenwärtigen Veränderungen. Gesellschaftswissenschaftliche Studien. Brno 1986. 205 S. (Museums- und heimatkundliche Gesellschaft in Brno / Institut für Volkskunst in Strážnice).

Das Buch enthält elf Aufsätze eines Autorenkollektivs zum Thema der Soziokultur der Lebensform des sozialistischen Dorfes in der Tschechoslowakei.

Bereits 1947 bis 1948 wurde in der Sowjetunion mit der ethnographischen Erforschung der Kultur und Lebensweise der landwirtschaftlich arbeitenden Menschen in den Genossenschaftsdörfern begonnen. In der damals beginnenden Diskussion wurde deutlich, dass die Einführung einer völlig neuen Lebensform nicht nur in bezug auf die zu bewältigende Alltagsrealität nach einer differenzierteren theoretischen Grundlage verlangte, sondern auch mehr wissenschaftlich fundierte Forschungstätigkeit notwendig war, um die «Veränderungen in der Lebensweise und

Kultur der Kolchosebauern» zu erfassen. Man wünschte sich eine langfristige Forschung in der Form der teilnehmenden Beobachtung und erkannte die Notwendigkeit einer interdisziplinären Zusammenarbeit, um der neuen Gesellschaftsform wissenschaftlich gerecht zu werden: Da jeweils Dorf und Kolchos nicht deckungsgleich seien, sondern jede der beiden sozialen Strukturen trotz aller Überschneidungen eine eigenständige gesellschaftliche Einheit darstelle, bedürfe es auch einer «vergleichenden Betrachtung» der weitergehenden territorialen bzw. ethnischen Zusammenhänge.

Anfangs der 50er Jahre hat die tschechoslowakische Ethnographie auf die russischen Forschungsansätze reagiert. Jaroslav Kramarik gab der monographischen Gemeindeforschung den Vorzug vor dem themenbezogenen Arbeiten und mahnte zur Beschränkung auf jene Phänomene, die «unmittelbar mit der Entwicklung und Gestaltung der Kultur des Menschen und seines Denkens zusammenhängen». Er forderte die historische Betrachtungsweise: Notwendig sei das Prozesshafte zu erfassen, um die zukünftige Entwicklung zu verstehen. Er verlangte die Beschränkung auf möglichst kleine Einheiten für die Feldforschung, d. h. höchstens acht Genossenschaftsdörfer in einer Untersuchungseinheit zusammenzufassen, um in diesem überschaubaren Bereich möglichst alle Formen des ländlichen Lebens berücksichtigen zu können.

Zum damaligen Zeitpunkt konnten sich allerdings die Forderungen nach solch umfassender Feldforschungsarbeit nicht richtig durchsetzen, der Forschungsansatz selbst kam wenig zum Tragen. Erst mit Beginn der 60er Jahre wurde das Genossenschaftsdorf wieder Gegenstand intensiveren wissenschaftlichen Interesses, und die entsprechenden Institute erhielten personale und finanzielle Forschungsmöglichkeiten, die nunmehr vor allem gekennzeichnet sind durch interdisziplinäre Zusammenarbeit.

Durch die wiederauflebende Diskussion 1966 seitens des Ethnographischen Instituts der Slowakischen Akademie der Wissenschaften «über den Einfluss der Industrialisierung auf Leben und Kultur in der Gegenwart» rückte vor allem die Verknüpfung von «Kultur und Tradition» in den Mittelpunkt des Interesses, wobei deutlich wurde, dass weder die Industrialisierung noch die Kollektivierung die «einzigen Faktoren» seien, «die gegenwärtig die Lebensweise radikal beeinflussen und in den derzeitigen Stand der Volkskultur eingreifen».

Seit den 60er Jahren sei bei den durchgeführten Forschungsprojekten, so Václav Frolec, eine deutliche Konzentration auf die Untersuchungen derjenigen Lebensbelange des gegenwärtigen Dorfes festzustellen, in deren Ergebnissen «sich deutlich die revolutionären Veränderungen im Sozialismus äussern und niederschlagen».

Eine Sonderstellung nimmt offensichtlich das in den frühen 70er Jahren begonnene langfristige interdisziplinäre Forschungsprojekt «Die revolutionären Veränderungen in der Landwirtschaft des Südmährischen Kreises» ein, bei dem auch naturwissenschaftliche, technische und gesellschaftswissenschaftliche Universitätsinstitute beteiligt sind. Zwischenergebnisse dieser umfangreichen interdisziplinären Zusammenarbeit wurden bereits publiziert in den Sammelbänden «Die revolutionären Veränderungen des südmährischen Dorfes», Brno 1981, und «Die Sozialisierung des Dorfes und die Wandlungen der Volkskultur», Uherske Hradiste 1981/1983/1984.

Einen grundlegenden historischen Überblick «der Problematik des gegenwärtigen Dorfes in den tschechischen Ländern» geben die Veröffentlichungen von Lubomir Slezak: «Die landwirtschaftliche Besiedelung des Grenzgebietes der tschechischen Länder nach dem Zweiten Weltkrieg» (Brno 1978) und «Das vergenossenschaftlichte Dorf» (Brno 1981).

Seit Ende der 60er Jahre ist die Erforschung des gegenwärtigen Dorfes kontinuierlich auch Bestandteil des Forschungsprogramms der ethnographischen Arbeitsstätte an der Philosophischen Fakultät (Richard Jerabek) der Universität von Brno, ebenfalls mit Schwerpunkt auf Südmähren. Unter der Leitung des Ethnologen Václav Frolec wird an der Monographie von fünf in der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft «Tschechoslowakisch-sowjetische Freundschaft» zusammenge-

schlossenen Kolchosen gearbeitet. Teilergebnisse dieses umfangreichen Forschungsvorhabens sind in dem hier vorzustellenden Sammelband zusammengefasst.

Das Buch bietet einen Überblick über das dementsprechend breite Spektrum an Schwerpunkten. Václav Frolec: Das Ziel des Sammelbandes «besteht u. a. darin, Interesse für diesen Teil der tschechoslowakischen wissenschaftlichen Forschung im Ausland zu wecken... Die Autoren sowie der Editor des Sammelbandes... wollen so wenigstens ihren bescheidenen Beitrag zur internationalen wissenschaftlichen Arbeit leisten.»

Es scheint für die osteuropäischen Wissenschaftler zunehmend interessanter zu werden, mit Hilfe internationaler Vergleiche, d. h. mit dem wissenschaftlichen Kontakt in das entgegengesetzte Gesellschaftssystem hinein, die «umwälzenden Veränderungen» in ihren eigenen Ländern im Hinblick auf die Besonderheiten der sozialistischen Kollektivierung und Industrialisierung der Landwirtschaft zu erkennen.

Die Widersprüche im eigenen System lassen sich zunehmend weniger verdrängen. Václav Frolec und Vera Seplakova: «Die vernunftsmässige Begründung der Vorteile des gemeinsamen Wirtschaftens reicht nicht dazu aus, die ideologische Barriere der gefühlsmässigen Abhängigkeiten der Bauern vom ererbten Boden, vom eigenen Grund niederzureissen, die Generationen hindurch in den Bauernfamilien geformt wurden.» Die Autoren bezeichnen diese traditionelle Bindung als eine «versteinerte Ordnung».

Aber – und das scheint mir von erstaunlicher Offenheit zu sein – die Autoren entdecken in der Zähigkeit, mit der die ländliche Familie als Sozialsystem der Kollektivierung trotzte, auch positive Aspekte: «Die Veränderungen in der Struktur und in den Funktionen der Familie weisen ein charakteristisches Nachhinken gegenüber der Entwicklung der Produktionsbeziehungen und des öffentlichen sozialen Lebens auf. Dieses Nachhinken hat auch eine gewisse positive Funktion, und zwar in dem Sinne, dass die Familie für das Individuum im jähen Ablauf der gesellschaftlichen Veränderungen einen Raum relativer Stabilität, Geborgenheit und Intimität schafft.» Und an anderer Stelle werden diese «versteinerten» Reste des alten abzubauenen Gesellschaftssystems als positives Gegengewicht gegen die Verluste menschlicher Beziehungen durch die Formalisierung der Beziehungen in einer sozialisierten Landwirtschaft gelobt: «Trotz dieser Tatsache ist hier auch weiterhin das Netz persönlicher, informeller Beziehungen wirksam, die das gesellschaftliche Klima in der LPG und in der Gemeinde positiv beeinflussen.» Damit wird diesen Überbleibseln dezentraler Sozialbeziehungen bescheinigt, dass zumindest im familiären Bereich durch sie noch Menschlichkeit gelebt werden kann. Erika Haindl

JEAN-PIERRE ANDEREGG: *La maison rurale fribourgeoise / Die Bauernhäuser des Kantons Freiburg. Tome 2: Broye, Glâne, Gruyère et Veveyse / Band 2: Broye, Glane, Greyerz und Vivisbach.* Hg. von der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde. Basel: Krebs 1987. 499 S., Abb., Taf., Karten (Die Bauernhäuser der Schweiz, 8).

Hatte der Verfasser mit dem ersten bereits 1979 erschienenen Band seines Werkes über die Bauernhäuser des Kantons Freiburg im wesentlichen die Bausubstanz der bäuerlich-ländlichen Architektur im alten Stammland des Stadtstaates Freiburg erfasst, so behandelt er in dem nunmehr acht Jahre später vorgelegten zweiten Band die Haus- und Siedlungslandschaften der westlich und südlich angrenzenden Regionen dieses Kantons. Wie in der vorhergehenden, so liegen auch den Aussagen dieser neuen Publikation die Ergebnisse einer mehrjährigen Inventarisierung aller Siedlungen dieses Kantons zugrunde. Nach zuvor festgelegten Kriterien (Baumaterial, Fassadenstellung, Dachform, Geschosszahl, Fensterachsen, Raumfolge) waren dabei vom Verfasser insgesamt 30 000 Gebäude überprüft worden, von denen, von ihm als typologisch relevant erachtet, als Anlage zum jetzt erschienenen Band rund 1800 Bauten in Codeform aufgelistet erscheinen.

Die eigentliche Darstellung des dergestalt in den westlichen und südlichen Bezirken des Kantons gewonnenen Materials ist vom Verfasser in zwei Abschnitte unter-

gliedert. Von beiden ist der erste dem Bild der dortigen Siedlungen gewidmet. Vornehmlich Unterschiede in der Wirtschaftsform, die nach Aussagen des Verfassers wesentlich durch die Dreiteilung der Landschaft in Unterland, Hügelland und Voralpen bedingt wurden, prägen hier das Gesicht der Dörfer und Gemeinden. So führten nach ihm der ackerbäuerliche auf vorherrschende Realteilung zurückgehende Kleinbesitz im Unterland weithin zur Ausbildung geschlossener Dörfer mit Streifenparzellen sowie der mittelgrosse, gemischtwirtschaftliche Betrieb des Hügellandes vornehmlich zum Entstehen kleiner Weiler und einzeln gelegener Höfe mit arrondierten Blockfluren, während man in dem einstmals durch seine Käseproduktion und durch meist von Pächtern auf grossen Dauerwiesen betriebene Graswirtschaften gekennzeichneten Voralpenraum wiederum vor allem Dorfanlagen und weniger Streusiedlungen begegnet.

Um dieses durch die Terrainforschung gewonnene Bild noch in historischer Hinsicht zu ergänzen, wurde vom Verfasser weiteres Quellenmaterial herangezogen. Unter solchem Aspekt waren ihm vor allem die Zehntpläne des 18. Jahrhunderts, die Karten des «Siegfried-Atlases» der Jahre 1870 bis 1890 sowie jüngste Luftaufnahmen von Bedeutung. Deren Aussage miteinbezogen, ergab sich dem Verfasser eine Unterteilung der Siedlungsformen in den von ihm in diesem Band bearbeiteten Bezirken Broye, Glane, Vivisbach und Greyerz in 18 unterschiedliche Typen, von denen jeweils ein charakteristisches Beispiel durch Beschreibung, Foto und Karte vorgestellt wird. Er vermittelt hier so dem Leser das Bild verschiedener wirtschaftlich wie sozial geprägter Gruppen- und Streusiedlungen sowie mehrerer topographisch bedingter Dorfanlagen und damit einen nachhaltigen Eindruck von der Vielfalt der Siedlungsstruktur dieses Kantonsbereichs.

Im zweiten grösseren Abschnitt behandelt der Verfasser den Hausbau innerhalb dieser Landschaften. Wie im ersten Abschnitt werden von ihm ähnlich auch im zweiten unterschiedliche Gebäudeformen jeweils an ausgewählten Beispielen durch Beschreibung, Foto und Aufmass (meist als Grundriss und Querschnitt, daneben bisweilen auch als Aussenansicht) vorgeführt, wobei er eine jede dieser Formen als besonderen Typ wertet und so insgesamt 84 (!) Typen erhält. Dabei ist sich der Verfasser dessen bewusst, dass er deswegen des «übermässigen Typisierens» bezichtigt werden könnte. Und in der Tat erscheint auch dem Rezensenten hier der Begriff des Typs «überstrapaziert». Andererseits aber weiss der Verfasser auch um jene «Leitform» (Typ), der die meisten seiner dokumentierten Beispiele zuzurechnen sind und deren, wie er glaubt, über Jahrhunderte bewahrten Merkmale er wie folgt kennzeichnet: «Querteilung des Langhauses – je nach Grösse – drei bis sechs Abteile (in den Quellen «cours» oder «rangs» genannt), d. h. zentrale Küche mit flankierenden Wohnräumen; ein bis zwei Ställe, dazwischen der Tenn; gegebenenfalls ein Wagenschopf» (S. 241). Wenn auch oft in unterschiedlichem Baumaterial und je nach sozialer Stellung des Besitzers grösser oder kleiner errichtet, ja selbst wenn aufgrund gewachsener wohnkultureller Ansprüche später im Wohnende zweistöckig mit eigenem Dach ausgebaut, sollten dennoch diese Formen nicht als Typen, sondern als Varianten des umschriebenen queraufgeschlossenen Mehrzweckhauses mit dreiflüchtigem Wohnbereich gesehen werden, das seiner strengen Trennung von Wohnen und Wirtschaften wegen – zwischen beiden besteht kein innerer Zugang – aus ursprünglich selbständigen Einzelbauten zu einem «sekundären Einheitshaus» zusammengewachsen sein dürfte, wie es ähnlich auch für eine Reihe südwestdeutscher Mehrzweckhäuser angenommen wird. Lediglich die ausser diesen aufgeführten Kleinbauernhäuser, die gestelzten Bauten mit angehobener Wohnebene, die Turmhäuser (Stock), die der Verfasser als ältesten Wohnhaustyp des Kantons bezeichnet, sowie die über nahezu quadratischer Grundfläche errichteten «carrées» sind besonderen Leitformen zuzuordnen.

Um seine Aussagen zum Erscheinungsbild des derzeitigen Baubestandes der Dörfer und Siedlungen historisch zu vertiefen, wurden vom Verfasser wiederum – wie im ersten Abschnitt – zusätzliche Quellen ausgewertet. Von besonderem Interesse waren für ihn dabei neben einzelnen älteren Karten mit bildlichen Gebäudedarstel-

lungen vor allem die Brandkataster des 19. Jahrhunderts sowie die bereits genannten Zehntpläne des 18. Jahrhunderts. Der dadurch gegebene Vergleich der Bauformen über einen Zeitraum von nahezu drei Jahrhunderten ermöglichte dem Verfasser nicht nur statistische Auswertungen, nach denen beispielsweise die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert als eine Zeit bedeutender Bautätigkeit belegt werden konnte, sondern auch Einsichten in Entwicklungstendenzen innerhalb der einzelnen Hauslandschaften, so u. a. über den Rückgang der seit dem 17. Jahrhundert zu belegenden, mit bis zu acht Besitzeinheiten aneinander gefügten Reihenhäuser, deren jüngere Rückbildung zu Einzelbauten, wie der Verfasser glaubt, zu einem Teil in den Siedlungen mit dem Verlust städtischer Funktion einhergeht.

Als Mehrzweckbauten umfassten die querdieligen Einheitshäuser des Kantons Freiburg unter ihrem Dach stets Räume für alle Bedürfnisse bäuerlichen Wohnens und Wirtschaftens. Dennoch entstanden auch hier – wie in anderen Landschaften mit Mehrzweckbauten – zusätzlich Nebengebäude unterschiedlicher Nutzung. Als solche werden vom Verfasser für die von ihm bearbeiteten Bezirke die wichtigsten Scheunen, Ställe, Speicher und Backhäuser aufgeführt und wie die Bauernhäuser in einzelnen Beispielen eingehend vorgestellt. Doch ist, wie die Dorf- und Siedlungskarten im ersten Abschnitt vermuten lassen, deren Zahl auf den einzelnen Gehöften offensichtlich geringer als etwa im Verbreitungsbereich des niederdeutschen Hallenhauses, wo trotz der auch hier anzutreffenden Mehrzweckbauten bis zu acht und mehr solcher Nebengebäude beobachtet werden.

Vervollständigt wird dieses vom Verfasser aufgrund seiner umfassenden Kenntnis der verschiedenen Siedlungs- und Gebäudeformen vermittelte Bild durch eine Reihe jeweils an den Anfang der beiden Abschnitte gestellter ergänzender Angaben. Dazu zählen, um nur einige zu nennen, Aussagen zur Natur, Wirtschaft, Geschichte und Bevölkerungsstruktur des von ihm behandelten Untersuchungsgebietes sowie Ausführungen zur Raumordnung, zum Gefüge und zur dekorativen Gestaltung der von ihm erfassten Bausubstanz. Insgesamt gesehen, entstand hier so ein Werk, das, wie vom Verfasser beabsichtigt, ohne Zweifel für alle an der Haus- und Siedlungslandschaft des Kantons Freiburg Interessierte ein unverzichtbares Handbuch sein wird.

Karl Baumgarten

JOZEF GAJEK (Redaktor): Polski Atlas Etnograficzny, Lieferungen I–VI. Warschau: Polska Akademia Nauk / Instytut Historii Kultury Materialnej, 1964–1981. 355 Karten mit Abb.

Das Datenmaterial zum Atlas der materiellen polnischen Volkskultur wurde zum grössten Teil durch Direktbefragungen seitens ausgebildeter Fachleute gewonnen. Diese weilten jeweils mehrere Tage an einem der gleichmässig über das ganze Land verteilten 340 Belegorte und befragten dort mehrere Personen zu denselben Themen. Die Karten sind im Massstab 1:2 000 000 bzw. 1:4 000 000 auf lose Blätter (Hochformat 32 × 49 cm) gedruckt; es wurde – wie im Atlas der schweizerischen Volkskunde – das Punktsystem mit klaren Signaturen verwendet. Auf jeder Karte sind der Text der jeweiligen Atlasfrage, die Erklärung der Zeichen sowie Angaben über die Materialquellen und weitere ergänzende Hinweise beigefügt. Dazu kommen Zeichnungen von Gegenständen mit ihren Varianten. Bemerkenswert sind die zahlreichen «dynamischen» Karten, auf welchen mittels entsprechender Symbole der historische Wandel mit Bezug auf Intensität, Form und Inhalt der Objekte festgehalten ist. Zur Erfassung des historischen Zustandes wurden zusätzlich zu den Direktbefragungen archivalische und literarische Quellen sowie Museumsbestände zu Rate gezogen.

Der Inhalt der sechs Lieferungen betrifft ausschliesslich die bäuerliche Sachkultur und stellt sich wie folgt dar:

I Sammelwirtschaft: Beeren, Pilze, Laub,

II Vieh- und Weidewirtschaft mit entsprechenden Gebäuden; Bienenkörbe und -kästen,

- III Ackerbau: Geräte (Hacken, Spaten, Hakenpflug und Wendepflug, Egge, Sichel, Sense, Flegel), Dreschmethoden; Techniken des Pflügens, Brachwirtschaft; Zugtiere; Methoden des Getreidetrocknens, Aufbewahrungsräume für Getreide (Speicher, Kammern, Kasten, Fässer usw.); Getreidesorten: Hirse, Roggen, Weizen,
- IV Nahrung: Zubereitung (Mörser, Handmühlen, Butterfässer); Speisen und Getränke, Pilze, Beeren, Kwas (Getränk aus gegorenem Brot, Mehl und Salz); Brotformen, Breie, Fruchttorten, gefüllte Teigwaren, Krautwickel; Speisen mit Mohnsamen, vergorene Baumsäfte, Moorbeeren; Suppen: Borschtsch (Kohlsuppe mit Fleisch, Roten Rüben und Sauerrahm) und Suppen mit Tierblut,
- V Geflechte aus natürlichen Materialien (Weide, Naturfasern, Wurzeln),
- VI Kleidung: Ärmelschürze, Mütze, Fussbekleidung,
- VII Bauernhäuser: Ein- und Mehrzweckbauten, Grundrisse, Wand- und Deckenkonstruktionen, Obergeschoss, Dachkonstruktionen; Pflästern und Weisseln,
- VIII Hauseinrichtung: Kochherd, Backofen, Heizofen, Kamin,
- IX Ökonomiebauten: Ställe, Speicher, Unterstände, Zäune,
- X Transportarten: Schleppen, Schleifen, Tragen mit Tragjoch und anderen Traggeräten wie Giesskanne, Wassersack, Körbe; landwirtschaftliche Fahrzeuge: Schubkarren, Handwagen, Feldwagen; Anschirrvorrichtungen,
- XI Hausgeräte: Kornkasten, Löffelbrett, Teigroller.

Die Abfolge der Themen ist nicht systematisch, sondern einzelne Objekte kommen in verschiedenen Lieferungen vor, so z. B. Stallbauten in den Lieferungen 1 (1964), 2 (1965) und 4 (1971) oder Brotformen in 5 (1974) und 6 (1980).

Hilfskarten betreffen u. a. die territoriale Aufteilung Polens im 14. bis 16. Jahrhundert und in der Zeit bis zum 19. Jahrhundert, ferner die politischen Grenzen und die Verwaltungsgrenzen vor der 1. Teilung Polens (1772) sowie die Verbreitung der wichtigsten Dialekttypen.

Die Texte und die Legenden sind ausschliesslich in polnischer Sprache abgefasst; nur für die Kartenüberschriften liegt jeder Lieferung eine englische Übersetzung bei. Einige Hilfe bieten dem des Polnischen nicht Kundigen die vielen auf den Kartenblättern vorhandenen Zeichnungen.

Arnold Niederer

ROLAND FLÜCKIGER-SEILER: Berner Bauernhäuser. Ländliche Architektur und Siedlung im Kanton Bern. 200 S., 188 Abb., Zeichnungen, Verbreitungskarten. Bern: Verlag Paul Haupt 1988 (Berner Heimatbücher, 137).

Der Autor hält im Vorwort fest: «Im vorliegenden Buch wird erstmals versucht, Siedlung und Bauten im gesamten Kanton Bern systematisch zu erfassen und nach verschiedenen Kriterien vergleichend darzustellen.» Hiermit hat er recht, muss allerdings gleich darauf einschränken, dies sei nur lückenhaft möglich, da noch kein vollständiges Inventar der ländlichen Bauten im Kanton Bern bestehe. Tatsächlich ist aber ein solches Inventar der «Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz» gegenwärtig in Arbeit (was jedoch nirgends erwähnt wird), und der erste Band über das Berner Oberland in der Publikationsreihe «Die Bauernhäuser der Schweiz» soll demnächst erscheinen. So kommt Flückigers Publikation als zusammenfassende Übersicht, basierend vorwiegend auf der vorhandenen Literatur, gerade noch rechtzeitig heraus, bevor eingehende Untersuchungen vorliegen.

Sehr wertvoll und aufschlussreich ist das Kapitel «Einleitung: Die Erforschung des ländlichen Baubestandes im Kanton Bern» besonders für jene Leser, die sich gerne in ältere und weniger bekannte Literatur vertiefen; leider sind nicht erwähnt die «Berner Bauernhofchroniken» (seit 1941) und die neueste Encyclopädie des Kantons Bern.

Der Band umfasst drei Hauptteile: 1. Landschaft und Bewirtschaftungsweise, Siedlung und Gehöft. 2. Das Bauernhaus, Hausbau und Haustypen. 3. Die Nebenbauten. Insbesondere der zweite und der dritte Teil sind wichtig und geben einen guten Einblick in die Vielfalt des ländlichen Baubestandes, was insbesondere von Lehrern

im Unterricht ausgenutzt werden kann. Hier hilft auch die Liste der «Fachwort-Erklärungen» mit. Bedauerlich ist es allerdings, dass nicht alle Begriffe im Text präzise angewendet oder im Verzeichnis richtig erklärt werden. So geraten «Dreifelderwirtschaft» und «Dreizelgenwirtschaft» (bes. S. 22) durcheinander, vom «Schweizerischen Tiefland» (S. 22) wird gesprochen, wenn das Mittelland (eigentlich eine Hochebene) gemeint ist, ein «gestreutes Einzelhofgebiet» (S. 24) ist ein sprachlicher Unsinn, das «Tätschhaus» (S. 48, besser wäre 'Tätschdachhaus') wird nur als Vielzweckbau definiert, obwohl es genauso gut und zudem in älterer Form als reines Wohnhaus existiert. Sprachlich unrichtig ist es, von «Schublade» (S. 63, verhochdeutsch für das bernische «Schöibe», mit der Bedeutung «Keillade») zu sprechen, es sollte doch mindestens «Schieblade» heissen, da Schubladen in einem kastenartigen Möbel zu finden sind. Weitere – um nur einige zu erwähnen – ungenaue Begriffe, wie «Alpen» im Jura (S. 18, gemeint sind Alpweiden), «Blockkonsolen» (S. 48, anstelle von Pfettenkonsolen), «Bohlenbretter» (S. 146, Bohlen oder Bretter sind nicht gleich dick), «Stallscheune» (S. 175, für einen Heustall, eine Stallscheune besitzt eine Tenne, was hier nicht der Fall ist) oder grosszügige Verallgemeinerungen, die so nicht stimmen, sind bedauerlich. Wenn sich die Leser genauer informieren, werden sich weder im Unterricht noch in andern Publikationen die sonst entstehenden Fehler festsetzen.

Ungeachtet dieser negativen Bemerkungen erscheint mir wichtig festzuhalten, dass im Band von Flückiger in verständlicher Sprache eine Übersicht über Haus, Hof und Siedlung im Kanton Bern gegeben wird. Sie wird zudem in eindrücklicher Weise unterstützt durch eine grosse Zahl von guten Abbildungen, von sechs Verbreitungskarten bestimmter Elemente und verschiedenen schematischen Zeichnungen, welche es erlauben, die Sachbegriffe zu lokalisieren. Durch die Kombination von regionaler Verbreitung und thematischer Behandlung im Text ergibt sich ein anschauliches Bild. Es darf mit Genugtuung darauf hingewiesen werden, dass auch volkskundliche Belange (z. B. Schenkung von Bauteilen, Zierformen, Inschriften u. dgl.) erwähnt werden und so das Bauernhaus als Ganzes erfasst wird.

Max Gschwend